

Menschen, die die Lebensbedingungen in den romantischen Fischerhäusern nur zu gut kannten, wussten, dass die neuen Häuser, die sie zum Ausgleich in Wellingdorf bekamen, ein Vielfaches an Komfort und Lebensqualität bedeuteten. Der Verlust des Ortes wurde erst von den Generationen nach den Umsiedlern beklagt. Seitdem bemüht man sich, das gute, alte Fischerdorf posthum zu beleben: Noch immer liefern sich alljährlich Ellerbeker Fischerfrauen in Folkloretrachten Wettruderkämpfe auf der Kieler Förde. Und das Thema zieht noch immer eine Vielzahl von Interessenten an. Ellerbek lebt – zumindest im Gedächtnis der Kieler. Doch mit Hilfe des Büchleins von Doris Tillmann lebt es – für die, die es zur Kenntnis nehmen – ein wenig ehrlicher weiter.

*Stefanie Janssen*

Gesellschaft für Volkskunde

in Schleswig-Holstein e.V.

I 448/2/50

Seminar für Europäische Ethnologie/Volkskunde  
der Universität Kiel

Inv. 24589

TOP 30

TOP ist ein Mitteilungsheft der GVSH und berichtet über die Arbeit von Vorstand, Beirat, Arbeitskreisen und Mitgliedern. Alle mit Namen gezeichneten Beiträge von Mitarbeitern und Lesern sowie Anzeigen geben die Meinung der jeweiligen Autoren und nicht die Meinung der Redaktion oder der Gesellschaft wieder. Wir möchten alle, die sich mit volkskundlichen, kultur-, sozial- und alltagsgeschichtlichen Fragen beschäftigen, motivieren, von ihrer Arbeit zu berichten. Beiträge für TOP sind jederzeit willkommen. Auswahl und Kürzung behält sich die Redaktion vor. Manuskripte können in den Dateiformaten .doc oder .rtf eingereicht werden. Bilddateien bitte in den Formaten .jpg oder .tif senden. Die Auflösung von Fotografien und ähnlichen Abbildungen sollte mindestens 300 dpi betragen. Für Strichzeichnungen (z. B. Grundrisse) ist eine Auflösung von 600 dpi erforderlich. Bildvorlagen können aber auch bis zum Format DIN A 4 direkt an die Redaktion geschickt werden. Nach der Bearbeitung werden die Vorlagen zurückgesandt, wenn dies gewünscht wird.

Disketten, CD-ROMs und Bildvorlagen bitte an:

Melanie Zühlke M.A., Hansestraße 121-123, 23558 Lübeck, Tel. (0451) 8 24 67. Per E-Mail erreichen Dateien die Redaktion unter der Adresse [redaktion@volkskunde-sh.de](mailto:redaktion@volkskunde-sh.de).

Redaktionsschluss für das nächste Heft ist der **30. April 2006**

|                            |   |
|----------------------------|---|
| Titelbild:                 | Nicole Werner und Heiko Schrull als Tony Buddenbrook und Morten Schwarzkopf im Rahmen einer Veranstaltung des Lübecker Buddenbrookhauses.                       |
| TOP 30/2005                |   |
| Herausgeberin:             | Gesellschaft für Volkskunde in Schleswig-Holstein e.V.  |
| Redaktion für dieses Heft: | Renko Buß M. A., Dr. Nils Hansen, Guntram Turkowski M. A., Melanie Zühlke M.A.  |
| EDV-Layout:                | Katja Nawroth   |
| Geschäftsstelle der GVSH:  | Dr. Stefanie Janssen,<br>Heikendorfer Weg 86, 24248 Mönkeberg,<br>Tel. (04 31) 23 18 62, E-Mail: <a href="mailto:stefaniehose@aol.com">stefaniehose@aol.com</a> |
| Bankverbindung der GVSH:   | Sparkasse Mittelholstein AG Rendsburg   |
| Konto Nr.:                 | 13 796 (BLZ: 214 500 00)  |

ISSN 1860-2282

© 2005 Gesellschaft für Volkskunde in Schleswig-Holstein e. V.

## Inhaltsverzeichnis

### Aufsätze

- Ulrike Dollenberg*, Das Englandbild in deutschen Reisemedien des 18. und 19. Jahrhunderts ..... 4
- Katja Nawroth*, Feste und Feiern heute ..... 19
- Thomas Winkelmann*, Publikumszeitschriften als volkskundlich-kulturwissenschaftliche Quelle ..... 27

### Berichte und Mitteilungen

- Carsten Drieschner*, Vom Datenschungel zur virtuellen Kulturlandschaft. Eindrücke der Fachtagung „Digitales Kulturerbe: Museen virtuell? – Verfügbarkeit des Kulturerbes in der Informationsgesellschaft“ im Haus der IHK Kiel vom 5. bis 6. September 2005 ..... 42
- Nina Jakubczyk*, Kunst und Geschichte vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Volontariat im Kulturforum Burgkloster zu Lübeck ..... 47
- Stefanie Janssen*, Mitgliederversammlung der GVSH am 11. Juni 2005 im Volkskunde Museum Schleswig ..... 51
- Katja Stark*, publikum.macht.kultur. Kultur zwischen Angebots- und Nachfrageorientierung. Dritter Kulturpolitischer Bundeskongress Berlin, 23./24. Juni 2005 ..... 53
- Katja Stark*, Kieler Kinderkulturbüro e.V. – Konzeption und Koordination interaktiver Ausstellungen für Kinder ..... 56
- Guntram Turkowski*, „Neue Besen kehren gut?“ Planungen für die Saison 2006 im Schleswiger Volkskunde Museum ..... 61
- Nicole Werner*, Being Tony Buddenbrook - ein Erfahrungsbericht ..... 63
- Buchbesprechungen ..... 66

## Das Englandbild in deutschen Reisemedien des 18. und 19. Jahrhunderts

Ulrike Dollenberg

Fish & Chips, Lady Di, Queen Mum, Fußball, Tee, schlechtes Essen und schlechtes Wetter: Diese und andere Assoziationen mögen viele Deutsche mit England verbinden. Transportiert werden solche Bilder durch Medien wie Reiseführer, Fernsehen, Radio, Zeitschriften, Bücher und Internet.

Reiseführer sind heute eine von vielen Informationsquellen. Im 18. und 19. Jahrhundert jedoch wurde das Bild eines Landes wesentlich stärker durch Reiseberichte und Reiseführer vermittelt. Reiseführer waren dem Reisenden eine wertvolle Hilfe, orientierten sich an seinen Bedürfnissen, nahmen aber auch starken Einfluss auf die Art und Weise wie Land und Leute wahrgenommen wurden. England war ein wichtiges Ziel bürgerlichen Reisens im 19. Jahrhundert, da es als Vorreiter der Moderne galt.

### England als Reiseland

England wurde als Reiseziel erst im Verlauf des 18. Jahrhunderts interessant, in dieser Zeit nahm auch die Reisetätigkeit zu. Im 17. Jahrhundert führten Reisen im Rahmen der Kavaliertour durch Italien, Frankreich und Holland.<sup>1</sup> Die englischen Bürgerkriege sowie die Hinrichtung von Charles I., die in Deutschland durch die englandfeindliche Sichtweise Hollands verfolgt wurden, führten zu einer ablehnenden Haltung Deutschlands gegenüber England. Nach der Restauration der Monarchie jedoch wurde England langsam als Reiseziel attraktiv. Reiseberichte halfen bei der Vorbereitung des Aufenthaltes. Sie gaben Auskunft über annehmbare Unterkünfte, Zollformalitäten, Preise, Wegegelder, Mietfahrzeuge und anderes; die Überfahrt wurde als äußerst strapaziös beschrieben.<sup>2</sup>

Englands Vormachtstellung unter den europäischen Staaten, seine zentrale Bedeutung für Aufklärung und Welthandel führte dazu, dass England im 18. Jahrhundert in die Kavaliertour der jungen Adligen aufgenommen wurde. Bürgerliche oder kleinbürgerliche Reisende konnten sich als Begleitpersonen oder Hofmeister anstellen lassen, um so die Chance einer ausgedehnten Reise zu haben. Es gab auch die Möglichkeit, zum Beispiel im Dienste der Wissenschaft oder in diplomatischer Mission nach England zu reisen. Es gab außerdem Deutsche, die dort längere Zeit ihren Wohnsitz nahmen und einer beruflichen Tätigkeit nachgingen. Die sozialen Gruppen, die nach England reisten, waren zum einen deutsche Reichsfürsten und deren

1 Siehe Maurer 1992, S. 12.

2 Siehe Kuczynski 1991, S. 237-238.

meist adlige und gelehrte Diener; andere Adlige reisten unabhängig, aus wissenschaftlichem Interesse oder Gesundheitsgründen. Die Gelehrten aus dem Bürgertum stellten die größte Gruppe der Englandreisenden, denen entweder durch ihre Funktionen, zum Beispiel im diplomatischen und kirchlichen Dienst, oder mit Hilfe von eigenem Vermögen, Gönnern oder Vorschüssen auf zukünftige Reiseberichte die Reise ermöglicht wurde. Die meisten Englandreisenden jedoch stammten aus den unteren sozialen Schichten; zu ihnen gehörten neben Handwerkern und Gewerbetreibenden auch Amerikaauswanderer, Abenteurer, Soldaten sowie Spieler und Betrüger.<sup>3</sup>

Bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts zogen sowohl der Stand der Wissenschaft als auch die protestantische Glaubensverwandtschaft sowie Handel und Gewerbe Reisende nach England, wo sie zahlreiche Landsleute trafen, die, besonders für die Deutschen, die der englischen Sprache nicht mächtig waren, wichtige Anlaufstellen bedeuteten. Es gab deutsche Restaurants und Hotels, deutsche Handwerker, Gelehrte und Künstler. Die Interessen der meisten Reisenden ließen sich mit einem Besuch von London, Oxford und Cambridge befriedigen.

Die Besonderheiten in den sozialen und politischen Verhältnissen des nachrevolutionären Englands wurden noch nicht bewusst erfasst, sondern meistens lediglich die Unterschiede zu den heimischen Verhältnissen, die von den konservativen Reisenden eher kritisch bewertet wurden. So wurde die Bebauung der Metropole London bemängelt, da sie die repräsentativen Gebäude nicht zur Geltung brachte. Die Houses of Parliament waren nicht königlich genug, hochrangige Persönlichkeiten wurden auf respektlose Art verspottet, es fehlte eine Kleiderordnung, welche die Standesunterschiede betonte, in den Kaffeehäusern wurde der ‚Freigeisterei‘ gefrönt. Gelobt wurde allerdings vieles, was zur Bequemlichkeit der Reisenden beitrug, wie Komfort und Sauberkeit der Unterkünfte und die guten Verkehrsverbindungen.<sup>4</sup> Die bisher eher negativ vermerkten englischen Besonderheiten wurden vor allem durch Montesquieues Werk *Dè l'esprit des lois* (1748), in welchem er die englische Verfassung als Beispiel einer geglückten Gewaltenteilung darstellte, zu Bestandteilen eines positiv bewerteten Gegenbildes zum ständisch strukturierten Staat des Feudalabsolutismus. Dieses Werk trug zur Entstehung einer deutschen Anglophilie bei, einer grundsätzlichen „Vorliebe für England, die Engländer und alles Englische“<sup>5</sup>, die in den zeitgenössischen Reiseberichten deutlich wurde. England wurde nun als führend nicht nur in Handel und Wissenschaft, sondern auch in Landwirtschaft, Industrie und Künsten, als Land des Wohlstands und der bürgerlichen Frei-

3 Siehe Maurer 1992, S. 12-14.

4 Siehe Kuczynski 1991, S. 238-239.

5 Maurer 1987, S. 15.

heiten gesehen.<sup>6</sup> Das sich emanzipierende Bürgertum sah die englischen Verhältnisse als Alternative zur bürgerlichen Unmündigkeit und Unfreiheit in Deutschland. Diese positive Vorprägung beeinflusste die Wahrnehmung von England. Es wurden nun vor allem die Vorzüge im Vergleich zum eigenen Land vermerkt, wie die öffentliche Teilhabe am politischen Leben in der Presse oder als Zuschauer bei Parlaments-sitzungen. Die Reisenden empfanden, dass in der englischen Gesellschaft jedes Mitglied gleich wichtig sei, woraus Eigenschaften wie „Gemeinsinn, die ausgeprägte Individualität der Briten, ihr Selbstbewusstsein und ... Respekt vor der persönlichen Würde des anderen“<sup>7</sup> abgeleitet wurden. Dieser Vorstellung von England als Land der Freiheit und Gleichheit wurden auch Alltagsbeobachtungen untergeordnet; eine kritische Auseinandersetzung mit den englischen Zuständen fand vorerst nicht statt.

Dieses weitgehend positive Englandbild wurde vermutlich ebenso dadurch beeinflusst, dass der englische König George I. aus dem Haus Hannover stammte, dessen Kurfürst er war. Die Zahl der Englandreisenden des 18. Jahrhunderts nahm im zweiten Drittel des Jahrhunderts stark zu und damit ebenso die Zahl der Englandreiseberichte.

Ein beeindruckendes Erlebnis für die deutschen Besucher stellte Londons Warenwelt dar, deren Üppigkeit, Massenhaftigkeit und elegante Präsentation in Deutschland unbekannt war.<sup>8</sup> Die Englandreisenden machten bei ihren Aufenthalten auch Bekanntschaft mit der englischen Gartenbaukunst, den Landschaftsgärten, die zur Entstehung deutscher Gärten nach englischem Vorbild ab dem Ende der 1770er Jahre führte. Die Landschaftsgärten wurden als Ausdruck der Ideale von Freiheit und Natur aufgefasst. Auch Shakespeares Dramen wurden als Verkörperung dieser Ideale gesehen; nach der Renaissance seiner Werke in England und ihrer Rezeption durch französische Aufklärer wie Voltaire wurden sie auch in Deutschland populär. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts galt die englische Landwirtschaft als einzigartig in Europa, in Deutschland versuchte man sich daran zu orientieren.<sup>9</sup>

Nach der Französischen Revolution wurde der Blick der deutschen Reisenden kritischer. England war nicht mehr das einzige „Land der Freiheit“, die Schwächen seiner Verfassung gerieten stärker ins Blickfeld. Zudem bekämpfte es das revolutionäre Frankreich, was zu einer Desillusionierung in Bezug auf die englische Republik führte. Man wurde auf den Einfluss des Geldes aufmerksam, der das Leben in Eng-

6 Siehe Maurer 1992, S. 15, Kuczynski 1991, S. 240.

7 Kuczynski 1991, S. 240.

8 Siehe Kuczynski 1991, S. 241.

9 Ausführlicher dazu siehe Maurer 1987, S. 80-90.

land bestimmte. Auch die sozialen Probleme als Folge der fortschreitenden Industrialisierung wurden kritisch bemerkt.<sup>10</sup>

Die Reisenden bemängelten die Unterbringung und Verpflegung in England. Sie beklagten die fehlenden Federbetten, schlechte Heizung, ungewohntes Essen, den Mangel an Möglichkeiten zum Rauchen sowie die Qualität des Kaffees. Auch der Nationalstolz und die Distanziertheit der Engländer wurden als negativ empfunden.<sup>11</sup>

Das hauptsächliche innerenglische Reiseziel im 18. Jahrhundert blieb London samt seiner Umgebung. Nordengland und Schottland wurden aufgrund ihrer wilden und rauen Natur attraktiv, jedoch reisten vor Beginn des 19. Jahrhunderts nur wenige dorthin. Die Provinz wurde vorwiegend zu nützlichen Zwecken bereist, beispielsweise um die englischen Landschaftsgärten zu studieren. Der Besuch Londons als dominante Erfahrung der Reisenden führte zu einer „Verzerrung der Urteilsbildung“<sup>12</sup> in den Reiseberichten, da die Londoner Erfahrung verallgemeinert und auf ganz England bezogen wurde. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts führten ökonomische Interessen Reisende in die englische Provinz. Deutsche Fachleute informierten sich hier über Neuerungen auf den Gebieten der kapitalistisch orientierten Landwirtschaft, der technischen Errungenschaften und über das Manufakturwesen. Fabriken und Manufakturen wurden Bestandteil des touristischen Besichtigungsprogrammes.<sup>13</sup>

Das Reiseinteresse im 19. Jahrhundert richtete sich zuerst noch am stärksten auf die Metropole London; erst langsam gerieten auch andere Regionen Großbritanniens in den Blick. Die europäischen Metropolen standen bei den reisenden deutschen Bürgern für die Moderne, die es zu erkunden und zu erleben galt.<sup>14</sup> An London reizte nicht nur der technische Fortschritt, sondern auch das als vorbildlich empfundene politische System, von dem man dort in den Parlamentssitzungen einen Eindruck erhalten konnte. Außerdem war London neben Paris ein Zentrum von Wissenschaft, Macht, Mode und Kunst; aber vor allem war es als moderne Großstadt anziehend.<sup>15</sup> Karl Baedeker zählte London neben Rom, Florenz und Paris zu den „ersten Städten Europa's“.<sup>16</sup>

10 Siehe Kuczynski 1991, S. 241.

11 Siehe Kuczynski 1991, S. 241.

12 Maurer 1992, S. 22.

13 Siehe Kuczynski 1991, S. 241-242.

14 Siehe Kaschuba 1991, S. 29, 45-46.

15 Siehe Blanke 1997, Bd. 1, S. 214.

16 Baedeker, Karl (Hg.) (1846). Handbuch für Reisende in Deutschland und dem Oesterreichischen Kaiserstaate. 3. umgearb. Aufl., Coblenz (Nachdruck Freiburg, 1977). Zit. nach Lauterbach 1989, S. 220.

Das Verhältnis Schleswig-Holsteins zu und das Interesse an England wurde im 18. und 19. Jahrhundert durch verschiedene Faktoren geprägt: Zum einen wurde England als politisches Vorbild gesehen. So schlug 1815 Professor Friedrich Christoph Dahlmann vor, Verfassung und Volksvertretung der Herzogtümer nach englischem Beispiel zu entwickeln.<sup>17</sup> Zum anderen waren die Handelsbeziehungen mit England von großer Bedeutung. Im Zuge einer positiven konjunkturellen Entwicklung der Landwirtschaft in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wurden große Mengen schleswig-holsteinischen Getreides nach Großbritannien exportiert. Der Handel lief über Hamburg. Jedoch führte die Kontinentalsperre (ab 1806) dazu, dass England sowohl französische Häfen als auch die Frankreichs Verbündeter blockierte. Dies wirkte sich nicht nur auf Hamburg verheerend aus, sondern führte auch zu einer wirtschaftlichen Krise in den Herzogtümern. Dies galt besonders für Orte, die von Export und Schifffahrt abhingen, wie z.B. Flensburg und Altona. Die Situation bescherte dagegen Helgoland, das seit 1807 von den Engländern besetzt war, sowie Tönning goldene Zeiten durch Schmuggel und Schwarzhandel: Agrarprodukte wurden gegen Kolonialwaren eingetauscht.<sup>18</sup>

Im weiteren Verlauf des 19. Jahrhunderts konnte der Handel mit England wieder aufgenommen werden: England wurde einer der Hauptabnehmer für Getreide, Schafe und Rinder. Sowohl Altona als auch ab 1840 Tönning waren wichtige Exporthäfen. Auch die dänischen Inseln sowie die Ostküste Jütlands wickelten ihren Handel mit England über Schleswig-Holstein, z.B. über Husum, ab.<sup>19</sup>

Wichtige Impulse von England bekam Schleswig-Holstein im Bereich der Landwirtschaft. So legte Caspar Voght in Nienstedten ein Gut nach englischem Vorbild an, eine „ornamented farm“ im Geist von Aufklärung und Empfindsamkeit. Voght holt englische Anbaumethoden und Arbeitsgeräte nach Nordelbien. Der von ihm engagierte schottische Gärtner James Booth schuf in Flottbek eine Baumschule, was in Folge zur Entwicklung einer großen Baumschullandschaft im südlichen Holstein führte.<sup>20</sup> Im 19. Jahrhundert wurden landwirtschaftliche Neuerungen aus England über Printmedien wie Zeitungen und Fachzeitschriften veröffentlicht und fanden zahlreiche Nachahmer, die durch ihr Vorbild als Multiplikatoren in Schleswig-Holstein wirkten. Die Mechanisierung der Landwirtschaft war von englischen und südelbischen Entwicklungen beeinflusst. Als Innovatoren wirkten hier die Großbauern und Großgrundbesitzer, die sich die englischen Maschinen und Geräte vor Ort ansahen, um sie bei Interesse zu ordern und einzusetzen. Die entstehende heimi-

17 Siehe Kopitzsch 2003, S. 285.

18 Siehe Kopitzsch 2003, S. 292, 301.

19 Siehe Lorenzen-Schmidt 2003, S. 375, 382.

20 Siehe Kopitzsch 2003, S. 290-291.

sche Industrie und das Handwerk bauten die Neuerungen soweit möglich nach. Die Gesamtheit der Neuerungen führte zu einer beachtlichen Steigerung der Produktion.<sup>21</sup>

Nicht nur der Ackerbau, auch die Gartengestaltung wurde von englischen Ideen geprägt: Aus etlichen Barockgärten entstanden im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts Landschaftsgärten nach englischem Vorbild. Den Anfang machte Caspar von Saldern 1768 bei Schierensee auf dem Heeschenberg. Diese Gartenrevolution fußte auf dem frühliberalen Gedankengut des englischen Bürgertums, war Ausdruck von Aufklärung und Empfindsamkeit. Das neue Gartenideal fand seinen wichtigsten deutschen Vertreter in dem Kieler Professor Christian Cay Lorenz Hirschfeld, der zwischen 1779 und 1785 eine Theorie der Gartenkunst in 5 Bänden verfasste. Der heute besterhaltene Landschaftsgarten Schleswig-Holsteins nach englischem Vorbild befindet sich in Eutin. Er verdankt seine Entstehung unter anderem der Englandreise des Herzogs und Großherzogs von Oldenburg.<sup>22</sup>

Diese Beispiele machen deutlich, dass es vielfache Querverbindungen zwischen Schleswig-Holstein und England gab, über die das zeitgenössische Englandbild transportiert und geprägt wurde. Unter anderem führten Englandreisen zur Verbreitung des fortschrittlichen englischen Gedankengutes. Reiseberichte waren für die Spiegelung und Tradierung des Englandbildes wichtig. In ihnen wurden die bewegenden Themen der Zeit abgebildet. Auch die Bevorzugung bestimmter Reiseländer ist Abbild des gesellschaftlichen Diskurses der Zeit: So ist außer Frankreich besonders auch England häufig Thema von Reiseliteratur, da es den Aufklärern als Land der Demokratie erschien. Dass das 18. Jahrhundert eine anglophile Epoche war, zeigt sich zum Beispiel in den Reiseberichten von Johann Wilhelm von Archenholtz oder Sophie von La Roche. Der kritischere Blick nach der Französischen Revolution zeigt sich allerdings ebenfalls in den entsprechenden Reiseberichten.

### Die Übertragung des aufklärerischen Englandbildes in die neuen Reiseführer

Frühe Beispiele des modernen Englandreiseführers finden sich in den Titeln dreier Verlage, die als wichtige Reiseführerverlage des 19. Jahrhunderts gelten. Es handelt sich hierbei um Meyers Bibliographisches Institut in Hildburghausen, später Leipzig, um Karl Baedeker, Koblenz und Leipzig, und den Verlag Theobald Grieben in Berlin.<sup>23</sup> Ein zeitgenössisches Lexikon von 1896 schreibt unter dem Stichwort „Rei-

21 Siehe Lorenzen-Schmidt 2003, S. 371, 374-375.

22 Siehe Kopitzsch 2003, S. 331, Buttler 2003, S. 338, 339.

23 Diese Verlage werden von Alex Hinrichsen im Hinblick auf die Herausgabe von Reiseführern als „bedeutende Verlage im deutschsprachigen Raum der Zeit bis 1945“ abgehandelt. Ulrike Pretzel führt Baedeker, Grieben und Meyer als Verlage mit einer „erfolgreiche[n] Reiseführer-

sen': „Die besten Reisehandbücher sind gegenwärtig in Deutschland die von Bädeker und Meyer ...“.<sup>24</sup> Die ausgewerteten Reiseführer erschienen im Zeitraum von 1851 bis 1889. Es handelt sich um Erst- bzw. Zweitaufgaben und somit um die Frühzeit des modernen Reiseführers.

Als Beispiele für Bücher, die der Reisevorbereitung dienten und schon einigen Kriterien des modernen Reiseführers entsprachen, aber noch stärker in anderen Gattungstraditionen standen, dienten *Reichard's Passagier auf der Reise ...* von 1846 und Seyffarths *Führer durch London und Umgegend* von 1851. Das *Illustrierte Reisebuch* (1850) von C. F. Jahn ist am weitesten in Richtung des modernen Führers entwickelt, und zwar aufgrund seiner knappen und nüchternen Behandlung der Reiseziele, die auf umfassende Ratschläge für die Reisenden verzichtet.

Bei der Übertragung des aufklärerischen Englandbildes in die neuen Reiseführer lässt sich sowohl eine Verengung des Bildes als auch eine Verlagerung des Schwerpunktes feststellen. Die Breite der aufklärerischen Darstellung zeichnete ein facettenreiches Englandbild, das vorwiegend durch anglophile Tendenzen bestimmt war, nach der Französischen Revolution allerdings zunehmend kritischer wurde. Beide Haltungen begünstigten die Entstehung und Tradierung von Stereotypen, da sie die beobachteten Phänomene dem jeweiligen Blickwinkel unterordneten. Durch die kritische Haltung am Ende des 18. Jahrhunderts wurden positiv beurteilte Merkmale Englands und seiner Bewohner negativ umgewertet. Es finden sich in der spätaufklärerischen Darstellung Beurteilungen, die bereits auf den Völkertafeln des frühen 18. Jahrhunderts, die einen Höhepunkt in der Entwicklung nationaler Stereotypisierungen darstellen, vertreten waren, wie zum Beispiel Höflichkeit, Fleiß und Komfortliebe der Engländer.

In den hier untersuchten Vorläufern des modernen Reiseführers finden sich viele Aspekte dieses Englandbildes wieder. Das Bild des ‚public spirits‘ der Bevölkerung ist nach wie vor vorhanden. Die Londoner Bevölkerung wird als politisch außerordentlich interessiert geschildert. Reichard und Jahn zählen Lokale bzw. Stadtbezirke mit entsprechenden Lokalen auf, in denen politische Themen zum Hauptgesprächsstoff gehören.<sup>25</sup> Jahn erwähnt vor allem Lokalitäten, die das Nationalgericht Beefsteak servieren, als den Ort, an dem der Reisende findet, „was Nationalgeist und National-Charakter ist; er wird fast in jedem Gaste einen geborenen Politiker finden.“<sup>26</sup> Der öffentliche politische Austausch der Bevölkerung wird hier zum

produktion mit umfangreichen Programmen“ an. Siehe Pretzel 1995, S. 65, Hinrichsen 1991, S. 25.

24 Meyers Konversations-Lexikon 1896, S. 609.

25 Siehe Reichard 1846, S. 344; Jahn 1985, S. 464.

26 Jahn 1985, S. 463.

nationalen Stereotyp erhoben. Die Engländer werden insgesamt als ordentlich, höflich und distanziert dargestellt, ebenso wird der englische Humor positiv vermerkt, der im frühen 18. Jahrhundert noch als Respektlosigkeit verurteilt wurde. Neu ist die Charakterisierung der Engländer als häuslich, worin sich die Hervorhebung einer bürgerlichen Tugend äußert. Das Bild Englands als Handelsmacht ist auch in diesen Reisewerken vertreten. Der allgemeine Eindruck von London, welcher den Lesern der Reisebücher vermittelt wird, ist der einer enorm großen, lebhaften, dicht bevölkerten, reichen und bedeutenden Handelsstadt: „London ist der wichtigste Handelsplatz der Erde und die grösste Stadt in Europa“<sup>27</sup>; besonders die Einfahrt über die Themse zeigt „überall Leben, Bewegung und Wechsel in tausendfacher Gestalt und in jeder Minute“.<sup>28</sup> Seyffarth sieht die Flotte als Verkörperung der Macht Englands und seinen Reichtum auf Handel gegründet.<sup>29</sup> Eine ausführliche Würdigung der Fabriken findet sich vor allem im ältesten der Reisebücher. Die Qualität der Unterkünfte wird nur noch in diesem Werk pauschal als gut bewertet, die übrigen differenzieren stärker. Das spätaufklärerische Bild Englands als Land von Macht und Reichtum wird durch die Betonung der Handelsmacht dargestellt, die sich vor allem in der Flotte und den entsprechenden Gebäuden wie Börsen und Bank von England manifestiert.

England als Land der Gartenkunst findet sich in der Beschreibung der Londoner Parks und Gärten. Die Großstadt London wird noch als faszinierende und beängstigende Metropole, aber auch als Stadt des Vergnügens gesehen. Londons „Vergnügungen“ in Form von Theater, Konzerten und Bällen werden als hervorragend gelobt. So schreibt Reichard: „London übertrifft fast noch Paris in Bezug auf die Menge und den Glanz der öffentlichen Vergnügungen“.<sup>30</sup> Typisch englische Unterhaltung besteht nach Reichard in Wettrennen, Boxkämpfen, Hahnenkämpfen und Taubenschießen. Bei solchen Veranstaltungen wird gewettet, am höchsten von den Lords.<sup>31</sup>

Verändert hat sich die Bewertung der Architektur, die als positives Novum die baulichen Neuerungen des 19. Jahrhunderts berücksichtigt; ansonsten werden vor allem die Schlösser als unpassend und unschön angesehen. Auch das Gemeinwesen wird wie in der Spätaufklärung als fortschrittlich bewundert. Was fehlt ist ein Blick für die sozialen Probleme der Stadt ebenso wie die ausführliche Würdigung von englischer Freiheit und Gleichheit, welche nur noch von Seyffarth thematisiert

27 Reichard 1846, S. 2; vgl. auch Jahn 1985, S. 458.

28 Seyffarth 1851, S. 2.

29 Siehe Seyffarth 1851, S. 1.

30 Reichard 1846, S. 372; vgl. auch Jahn 1985, S. 482-483.

31 Siehe Reichard 1846, S. 373.

werden, der von den Reisebüchern stilistisch und inhaltlich die größte Nähe zu den Reiseberichten hat. Das politische System Englands wird von Reichard und Jahn kaum behandelt, ein Besuch der Parlamentsitzungen nur am Rande empfohlen. Die öffentliche Sicherheit wird inzwischen positiv beurteilt, was durch die Einführung eines Polizeiwesens begründet ist. Auch die Verpflegung wird nun als gut erachtet, das nationale Element durch Nennung nationaler Gerichte und ‚typischer‘ Restaurants herausgehoben. So lobt beispielsweise Jahn: „Das Essen, wenn die Speisezettel auch keine sehr große Auswahl gestatten, ist sehr gut, besser als in Paris oder überhaupt auf dem Continente. Beefsteaks als National-Essen der Engländer mit Porter ist besonders zu empfehlen.“<sup>32</sup> Reichard und Jahn nennen dem Reisenden als typisch geltende Speiselokale bzw. Gegenden, wo er diese findet, wenn er „das engl. Nationale kennen lernen will“.<sup>33</sup>

In den Reisebüchern findet bereits eine thematische Einschränkung des spätaufklärerischen Bildes statt. Außerdem spielen viele Themen nur noch in touristischem Zusammenhang eine Rolle: Durch die Abhandlung bestimmter Themenkomplexe in ähnlicher Weise wird besonders bei Reichard und Jahn bereits eine Normierung sichtbar.

Der Reiseführer des 19. Jahrhunderts dokumentiert die Veränderungen der bürgerlichen Sehgewohnheiten, welche die Welt empirisch erfassen und kategorisieren wollen. Diese Tendenzen drücken sich in Form und Inhalt der Reiseführer aus, die in immer stärker strukturierter Form möglichst umfassende Informationen bieten wollen. Die Lenkung des touristischen Blickes durch Form und Inhalt dient der Reduktion von Komplexität und der touristischen Orientierung, bewirkt aber auch die Normierung der Wahrnehmung und Standardisierung des Dargestellten, zum Beispiel durch das Sternchen-System. Die Sternchen drücken eine vorgeblich objektive Bewertung aus, sie sollen „das Bedeutendste“<sup>34</sup> kennzeichnen. Damit führen sie einerseits zu einer starken Reduktion der Darstellung Englands bzw. Londons, bieten aber andererseits einen Leitfaden für die Erkundung des Fremden, von Unterkunft und Verpflegung bis hin zu Naturschönheiten, Bildung und Unterhaltung. In manchen Fällen werden sogar zwei Sterne verliehen, um das absolute touristische *Must* zu kennzeichnen, zum Beispiel im Falle des British Museum, der Westminster Abbey oder des New College in Oxford.<sup>35</sup> Die modernen Reiseführer nehmen im Vergleich zu ihren Vorläufern eine weitere Verengung der Sichtweise vor. Freiheit und Gleichheit und ‚public spirit‘ dominie-

32 Jahn 1985, S. 463; vgl. auch Seyffarth 1851, S. 39.

33 Reichard 1846, S. 344; vgl. auch Jahn 1985, S. 463.

34 Baedeker 1862, S. VI.

35 Siehe Baedeker 1862, S. XLII-XLIII, Ravenstein 1871, S. 447.

ren nicht mehr das Bild von England. Sie werden nur noch am Rande erwähnt; die Baedeker gehen nicht mehr darauf ein. Kunst und Vergnügungen werden nicht mehr als Charakteristika Londons genannt, die Stadt wird mit Handel und Technik assoziiert. Das drückt sich auch in den Bemerkungen zu den U-Bahnlinien aus, wie sie in Meyers Führer beschrieben werden.

„Von 5 zu 5 Minuten braust den ganzen Tag über von Morgen bis Mitternacht ein Zug nach dem andern durch die einander gegenüberliegenden Tunnelöffnungen in diese Stationen herein und wieder hinaus. ... Bei dem ungeheuern Verkehr, der täglich in die Hunderttausende hinaufsteigt und bei den rasch einander folgenden Zügen ist die Haltezeit an jeder Station auf ein Minimum beschränkt“.<sup>36</sup>

Hier wird die Moderne bewundert; der Reisende kann den technischen Fortschritt nicht nur anschauen, sondern erleben, indem er die U-Bahn benutzt. Weiterhin werden Informationen zu modernen Errungenschaften Londons gegeben. Meyers Führer listet hier Wasserleitungen, Lohnkutscher, Gasbeleuchtung, Omnibusse, die U-Bahnlinien und neue Abwasserkanäle auf, deren positiver Einfluss auf die Gesundheit bereits spürbar sei.<sup>37</sup> „In Bezug auf ein grossartig durchgeführtes System der Wasserleitungen, der Beleuchtung und der Drainierung ist London die am besten versorgte Großstadt der Welt.“<sup>38</sup> Die Bank von England wird als „das mächtige Herz der Handelswelt“<sup>39</sup> empfunden, der Londoner Hafen und seine „unendlichen Warenlager“ als „die wahre Pulsader London's und ganz Englands“<sup>40</sup> bezeichnet. Der Handel wird mit einer gut konstruierten und arbeitenden Maschine verglichen.<sup>41</sup> Die Massenhaftigkeit, welche die Stadt London kennzeichnet, hat alle Autoren der Londonführer nachhaltig beeindruckt:

„Der erste Eindruck Londons wird auch für den, welcher Paris und andere grosse Hauptstädte kennt, immer ein mehr oder weniger überwältigender, wenn nicht ein betäubender sein. Es ist in Wahrheit eine neue Welt, welche der Fremde betritt, eine Welt, der nichts was er auf dem Festlande von Europa etwa gesehen haben mag, sich vergleichen lässt. Der ungeheure Umfang der Stadt mit ihrem anscheinend endlosen Labyrinth von Strassen und Gassen, das rastlose unerschöpfliche Getriebe, das rasselnde, rollende, donnernde

36 Ravenstein 1871, S. 45-46.

37 Siehe Ravenstein 1871, S. 30-31.

38 Ravenstein 1871, S. 35.

39 Ravenstein 1871, S. 34.

40 Baedeker 1862, S. 80.

41 Siehe Elliot 1851, S. 52.

Getöse des Verkehrs, die weiten zeitraubenden Entfernungen, hundert fremdartige Erscheinungen, die sich dem Blicke nach allen Seiten aufdrängen, die ganze kolossale Massenhaftigkeit einer modernen Metropole, welche mehr einem von Millionen bevölkerten Reiche als einer Stadt gleicht, - Alles dies wirft die gewohnten Vorstellungen von städtischen Verhältnissen über den Haufen und übt anfänglich eine verwirrende Wirkung aus.<sup>42</sup>

In ähnlichen Worten äußern sich alle Autoren über den Eindruck, den London auf den Besucher macht. Die Stadt wird mit Ausdrücken der Superlative, des Extremen und Ungeheuren, Märchenhaften belegt, die Wirkung auf den Reisenden als desorientierend geschildert. London ist mit den Sinnen nicht fassbar. Der Leser bekommt durch solche Darstellungen die Gelegenheit, sich auf die Flut der Sinnesreize einzustellen, sich dagegen zu wappnen.

Zur Unterbringung vermerken alle Führer, dass die Zimmer der Hotels und Gasthäuser im Vergleich zu Deutschland, ja sogar zum Kontinent, selbst in den kleineren Häusern komfortabel und gut ausgestattet sind. Gute und saubere Betten und dicke Teppiche werden hervorgehoben.<sup>43</sup> „Im Vergleich mit den festländischen Hotels behaupten die englischen im allgemeinen in Bezug auf Betten, Sauberkeit und sanitäre Einrichtungen den Vorrang, während die Küche nicht überall auf gleicher Höhe steht.“<sup>44</sup> Hier klingt schon das heute verbreitete Stereotyp der schlechten englischen Küche an. Jedoch bewerten die früheren Führer die Verpflegungssituation im großen und ganzen positiv.

Das negative Stereotyp der Erwerbslust der Engländer wird tradiert und zusätzlich wird ihnen mangelnder Kunstsinn zugeschrieben. Vor allem der Autor des Grieben äußert sich negativ, versucht aber gleichzeitig, den dargestellten Mangel als die Schattenseite einer als positiv bewerteten Eigenschaft zu sehen. Durch den wenig ausgeprägten Kunstsinn seien zwar die öffentlichen Unterhaltungen der Engländer nicht bemerkenswert, was aber nur die Kehrseite ihres Sinnes für Häuslichkeit sei.<sup>45</sup> Viele der spätaufklärerischen Bilder der Bevölkerung kommen zwar noch vor, aber nur am Rande. Die Bevölkerung wird in ihren sozialen Extremen von Arm und Reich, die durch enormen Wohlstand auf der einen Seite und der ebenso enormen Armut des Industrieproletariats auf der anderen charakterisiert sind, zu einer Sehenswürdigkeit der Reiseführer. Auch die Charakterisierung der Stadtteile spiegelt die sozialen Unterschiede wider; so wird die City als Mittelpunkt des Handels beschrieben, der Temple-Bezirk als Viertel der Anwälte, Borough ähnlich dicht bevölkert und

42 Ravenstein 1871, S. 91.

43 Siehe Elliot 1851, S. 70ff.; Baedeker 1862, S. 5; Ravenstein 1871, S. 58.

44 Baedeker 1889, S. XXIII.

45 Siehe Elliot 1851, S. 4.

belebt wie die City, während in Whitechapel, „dem ärmsten und wüstesten Stadttheile“,<sup>46</sup> die armen Weber unter ungesunden Lebensbedingungen wohnen.<sup>47</sup> Das Westend gilt als still und vornehm, das Eastend als schmutzig, dunkel und dicht bevölkert; die Vorstädte sind einladend und gartenreich.<sup>48</sup> Der Reisende wird hier auf die sozialen Gruppierungen der Stadt aufmerksam gemacht und auf die Verslumung mancher Bezirke. „Zur Beobachtung des Volkslebens der unteren Classen“<sup>49</sup> wird der Besuch bestimmter Theater oder Lokalitäten empfohlen oder zum Beispiel der Besuch der Free Library in Manchester, wo sich abends die „Leser aus dem Arbeiterstande“<sup>50</sup> einfinden, als deren Lieblingsliteratur „Shakespeare, Defoe, Scott und Macaulay“<sup>51</sup> angegeben werden. Der Autor des Grieben ist der einzige, der auf soziale Probleme eingeht, indem er auf den übermäßigen Alkoholgenuß der „arbeitenden Klasse“<sup>52</sup> hinweist und nach Gründen dafür sucht. Die Erfahrung der sozialen Kontraste entspricht den neuen Reisemodellen des 19. Jahrhunderts, welche für das Kennenlernen der fremden Kultur möglichst die unterschiedlichsten Erfahrungen kombinieren.<sup>53</sup> Die Wahrnehmung wird dadurch auf die Extreme gelenkt, die englische Gesellschaft als kontrastreich vorgeführt. Im jüngsten Führer, dem Großbritannien-Baedeker von 1889, spielt die Bevölkerung kaum noch eine Rolle.

Auffällig ist die Betonung und negative Bewertung des traditionsverhafteten Engländers. Als unverständlich und unerklärlich wird empfunden, „wie die englische Nation eine Menge alterthümlicher Gebräuche hat beibehalten können, wie z.B. den äusseren Prunk des Lord Mayor mit seinen Aufzügen und Festessen“<sup>54</sup>. Das Traditionsbewusstsein der Engländer wird auch in den Führern von Grieben und Meyer angemerkt, vor allem in Verbindung mit Umgangsformen. Die Engländer werden in dieser Hinsicht als sehr konservativ bewertet. Auch diese Eigenschaft wird zum nationalen Stereotyp in Äußerungen wie: „Der Engländer hält viel auf Beobachtung mancher Formalitäten, welche dem Ausländer als unnütz oder veraltet vorkommen. Dem sei wie ihm wolle, man muss sich der Landessitte fügen, will man nicht als roh und ungebildet erscheinen.“<sup>55</sup>

46 Baedeker 1862, S. 72.

47 Siehe Baedeker 1862, S. 72, 85, 91.

48 Siehe Ravenstein 1871, S. 34.

49 Baedeker 1862, S. 47.

50 Ravenstein 1871, S. 520.

51 Ravenstein 1871, S. 520.

52 Elliot 1851, S. 137.

53 Vgl. Kaschuba 1991, S. 50.

54 Baedeker 1862, S. XXXVII.

55 Ravenstein 1871, S. 87.



Auf soziale Probleme wird nur noch vereinzelt und am Rande hingewiesen. Eine neue Typisierung charakterisiert das englische Leben und die Bevölkerung als gleichförmig und gleichartig. Bei den Restaurants außerhalb von Gasthäusern – Gasthäuser bieten Übernachtungsmöglichkeiten – wird auf die ungemütliche Ausstattung hingewiesen, die nicht mit Restaurants in kontinentalen Großstädten konkurrieren kann. Betont wird die Gleichförmigkeit in Ausstattung, Angebot und Preisen. Die Gerichte tauchen in den meisten Restaurants ähnlicher Klasse immer wieder auf. Der Reisende weiß also, was er bekommt, wenn er essen geht. Das Straßenbild wird als monoton und einförmig, außer in den von Geschäften belebten Hauptstraßen, geschildert, die neueren Bauwerke als schablonenhaft bezeichnet. So sind „die Wohnhäuser im Allgemeinen ohne alle Architektur, wenn man nicht eine grössere oder geringere Fläche Ziegelwand, mit einer grösseren oder kleineren Anzahl Löcher so nennen will.“<sup>56</sup> Einförmigkeit und Monotonie wird im Grieben zum übergeordneten Prinzip erklärt, das auch in anderen Lebensbereichen wie Erziehung, Lebensweise, Kleidung (der Männer), Geselligkeit und öffentlichen Vergnügungen zum Tragen kommt. Diese stereotype Vorstellung wird allerdings nicht rein negativ bewertet. Die Londoner Straßen haben den Charakter des Soliden, des Echten und der Wohlanständigkeit, fehlender äußerer Prunk wird innen durch Reinlichkeit, Zweckmäßigkeit und Bequemlichkeit ersetzt. Hier werden bürgerliche Werte projiziert. Der Autor des Grieben gibt dem Reisenden als Ursache für das, „was er [der Reisende] an der Nation lobt und bewundert“<sup>57</sup> einen Hang zur Einförmigkeit und Monotonie als englisches Charakteristikum an. Die Engländer würden durch diesen Hang „eine grössere Gleichförmigkeit in dem Wesen und Charakter der Menschen“<sup>58</sup> und eine Übereinstimmung in ihren Bedürfnissen und Wünschen erreichen, was ihnen eine Verständigung über Ziele, Mittel und Wege ihrer Nation erleichtern würde. Hier findet sich in extremer Form eine Vereinheitlichung der Bewohner Englands: Sie werden nicht mehr nur mit bestimmten Eigenschaften belegt, sondern als ‚gleichförmig‘ bezeichnet. Es wird die Aussage getroffen, dass Engländer einander ähnlicher sind als die Bewohner anderer Länder, worauf der politische und ökonomische Erfolg des Landes zurückgeführt wird.

Das Englandbild wird hauptsächlich über touristisch wichtige Einrichtungen sowie Sehenswürdigkeiten vermittelt; nur der Grieben stellt allgemeine Gedanken zu Besonderheiten des Landes zur Diskussion. Auch durch die formalen Merkmale der Reiseführer wird das Bild von England beeinflusst, Aufbau und Darstellungsweise tragen zu einer Normierung des Bildes und damit zu einer Verfestigung der tradier-

56 Elliot 1851, S. 23.

57 Elliot 1851, S. 5.

58 Elliot 1851, S. 5.

ten Vorstellungen bei. Durch lenkende und bewertende Komponenten wie das Sternchensystem treten bestimmte Inhalte in den Hintergrund oder werden ganz ausgespart, etwa bei den hier behandelten Führern die sozialen Zustände, die Bevölkerung oder bestimmte Wohnviertel oder Bereiche des Landes, die nicht als sehenswert gelten. Die Lenkung des Reisenden durch die Reiseführer ist außerordentlich umfassend; sie bezieht neben zeitlichen und räumlichen Vorgaben auch die Art der touristischen Erkundung mit ein. Reiseführer enthalten und tradieren in ihrer impliziten und expliziten Darstellung kultureller Unterschiede stereotype Bewertungen. Die Bewertungen sind zu einem wesentlichen Teil zählbar, unterliegen aber ebenso dem historischen Wandel.

#### Literatur:

- Baedeker, Karl (1862)  
London und seine Umgebung nebst Reiserouten vom Continent nach England und zurück. Handbuch für Reisende von K. Baedeker. Coblentz.
- Baedeker, Karl (1889)  
Grossbritannien. England (ausser London), Wales, Schottland und Irland. Handbuch für Reisende von K. Baedeker. Leipzig.
- Blanke, Horst W. (1997)  
Politische Herrschaft und soziale Ungleichheit im Spiegel des Anderen. Untersuchungen zu den deutschsprachigen Reisebeschreibungen vornehmlich im Zeitalter der Aufklärung, Bd. 1 und 2 (= Wissen und Kritik. Texte und Beiträge zur Methodologie des historischen und theologischen Denkens seit der Aufklärung, Bd. 6). Waltrop.
- Buttlar, Adrian von (2003)  
Exkurs: Herrenhäuser und Gärten im 18. Jahrhundert. In: Ulrich Lange (Hg.), Geschichte Schleswig-Holsteins. Von den Anfängen bis zur Gegenwart. 2. Aufl. Neumünster, S. 333-340.
- Elliot, F. (1851)  
F. Elliot's Neuester und zuverlässigster Wegweiser durch London und seine Umgebungen für Deutsche. Mit dem neuesten Plane von London. Berlin.
- Hinrichsen, Alex W. (1991)  
Zur Entstehung des modernen Reiseführers. In: Hasso Spode (Hg.), Zur Sonne, zur Freiheit. Beiträge zur Tourismusgeschichte (= Institut für Tourismus, Berichte und Materialien Nr. 11). Berlin, S. 21-32.
- Jahn, C.F. (Hg.) (1985) [1850]  
Illustriertes Reisebuch. Ein Führer durch Deutschland, die Schweiz, Tyrol, Italien und nach Paris, London, Brüssel, Amsterdam, Kopenhagen, Stockholm, Warschau. Neue bis April 1850 ergänzte und berichtigte Ausgabe. Berlin (Reprint Leipzig).

- Kaschuba, Wolfgang (1991)  
Erkundung der Moderne. Bürgerliches Reisen nach 1800. In: Zeitschrift für Volkskunde 87, S. 29-52.
- Kopitzsch, Franklin (2003)  
Schleswig-Holstein im Gesamtstaat 1721-1830: Absolutismus, Aufklärung und Reform. In: Ulrich Lange (Hg.), Geschichte Schleswig-Holsteins. Von den Anfängen bis zur Gegenwart. 2. Aufl. Neumünster, S. 281-332.
- Kuczynski, Ingrid (1991)  
Ins gelobte Land der Freiheit und des Wohlstands. Reisen nach England. In: Hermann Bausinger (Hg.), Reisekultur. Von der Pilgerfahrt zum modernen Tourismus. München, S. 237-243.
- Lauterbach, Burkhard (1989)  
Baedeker und andere Reiseführer. Eine Problemskizze. In: Zeitschrift für Volkskunde 85, S. 206-234.
- Lorenzen-Schmidt, Klaus-Joachim (2003)  
Zwischen Krise und Boom – Wirtschaftliche Entwicklung 1830-1864. In: Ulrich Lange (Hg.), Geschichte Schleswig-Holsteins. Von den Anfängen bis zur Gegenwart. 2. Aufl. Neumünster, S. 368-425.
- Maurer, Michael (Hg.) (1992)  
O Britannien, von deiner Freiheit einen Hut voll. Deutsche Reiseberichte des 18. Jahrhunderts. München/Leipzig/Weimar.
- Maurer, Michael (1987)  
Aufklärung und Anglophilie in Deutschland (= Veröffentlichungen des Deutschen Historischen Instituts London, Bd. 19). Göttingen/Zürich.
- Meyers Konversations-Lexikon (1896)  
Bd. 14, 5. gänzl. neu bearb. Aufl. Leipzig/Wien.
- Pretzel, Ulrike (1995)  
Die Literaturform Reiseführer im 19. und 20. Jahrhundert. Untersuchungen am Beispiel des Rheins. Frankfurt a. Main.
- Ravenstein, E.G. (1871)  
London, England und Schottland von E.G. Ravenstein (= Meyers Reisebücher). 2. Aufl. Hildburghausen.
- Reichard, Heinrich August Ottokar (1846)  
Reichard's Passagier auf der Reise in Deutschland und der Schweiz, nach Amsterdam, Brüssel, Kopenhagen, London, Mailand, Paris, St. Petersburg, Pesth, Stockholm, Venedig und Warschau. Mit besonderer Berücksichtigung der vorzüglichsten Badeörter und Gebirgsreisen, der Donau- und der Rheinfahrt. Ein Reisehandbuch für Jedermann. Erster Theil und Zweiter Theil. 13. Aufl. Berlin.
- Seyffarth, Woldemar (1851)  
Führer durch London und Umgegend. Leipzig.

## Feste und Feiern heute<sup>1</sup>

*Katja Nawroth*

### Ausgangsfragen

Wie ist es um Feste und Feiern in unserer Zeit bestellt? Wie wird gefeiert? Sind Feste und Feiern noch zeitgemäß? Oder sind sie gar am Ende? Von vielen Seiten werden heute die Fähigkeit und Bereitschaft, Feste zu feiern, kritisch-besorgt betrachtet:

- 1) Religiös-kirchliche Gruppen sehen die christlichen Feste zu einem großen kommerziellen Rummel verkommen,
- 2) Parteien und Vereine klagen über einen Mitgliederschwund und mangelndes Interesse an Mitarbeit und sehen damit einen großen Anteil der Festkultur bedroht,
- 3) Gastwirte beklagen den Rückgang der traditionellen großen Familienfeiern in ihren Häusern wie Taufen, Konfirmationen (Kommunionen), Hochzeiten, Silberne und Goldene Hochzeiten, Geburtstage, Jubiläen und Begräbnisse,
- 4) und schließlich gibt es Stimmen in den Gesellschafts- und Sozialwissenschaften, die den postmodernen individualisierten Menschen gar die Fähigkeit zum festlich-feierlichen Miteinander absprechen und alles Fest- und Feierliche gnadenlos dem Kommerz preisgegeben sehen.

Steht es wirklich so schlecht um Feste und Feiern? Um eine Antwort darauf zu finden, habe ich zunächst einmal die Begriffe Fest und Feier und ihre Definitionen genauer betrachtet. Dabei bin ich auf eine Vielzahl von Erklärungs- und Deutungsansätze gestoßen. Ich bin den Erklärungen gefolgt, die Feste und Feiern unabhängig von ihren Inhalten betrachten und ihre Bedeutung für die Gesellschaft aufzeigen.

### Theorien über Feste und Feiern

In den 70er Jahren des 20. Jahrhunderts und auch in jüngster Zeit sind Fest und Feier wieder mehr in den Fokus von Geistes-, Kultur- und Sozialwissenschaften gerückt. Ich halte diese Zeitpunkte des verstärkten Interesses nicht für zufällig. Beide Zeitabschnitte sind von größeren gesellschaftlichen Umbrüchen gekennzeichnet: die 70er Jahre des 20. Jahrhunderts von den Nachwirkungen der 68er-Bewegung, und heute haben wir es mit einer in der Globalisierung begriffenen und gleichzeitig stark individualisierten Welt zu tun. Hier deutet es sich schon an: Feste und Feiern sind nicht losgelöst von den gerade herrschenden gesellschaftlichen Verhältnissen zu sehen.

<sup>1</sup> Dieser Beitrag basiert auf einem Vortrag, den die Autorin im Januar 2005 anlässlich einer Veranstaltung des „Deutschen Frauenrings“ in Kiel gehalten hat.

Die Definition von Festen und Feiern, wie sie Winfried Gebhardt 1987 herausgearbeitet hat, trägt dem Rechnung: Feste sind Aufhebung oder Gegenteil von Alltag, Feiern sind eine speziellere Art von Festen, denen eine bestimmte Weltsicht zugrunde liegt, der man sich in der Feier vergewissert und sie danach erneut in den Alltag integriert.<sup>2</sup>

Kai Detlev Sievers macht den Unterschied zwischen Festen und Feiern noch deutlicher:

„Fest signalisiert [...] etwas wie den Kontrapunkt zu Feier. Es ist tendenziell leicht, heiter, unpathetisch, spielerisch, variabel, anpassungsfähig, zeigt Offenheit nach Innen und Außen, indem Partizipanten in der Regel und im Rahmen bestimmter Kapazitäten weniger Einschränkungen unterliegen als im Alltag. [...] Feier dagegen erscheint unbeweglicher, mehr an festgelegte Muster gebunden, und unterwirft die Zahl der Zugelassenen oft einem numerus clausus.“<sup>3</sup>

Feiern sind also Feste, auf denen ein inhaltlicher Schwerpunkt liegt. Eine wirklich scharfe Trennung der beiden Begriffe ist nicht möglich. Oft werden sie synonym verwendet. Aber deutlich ist: Feste und Feiern sind ohne Alltag nicht denkbar.

Odo Marquards These vom Fest als Moratorium (Aussetzung) des Alltags macht dies noch deutlicher. In pervertierter oder böser Form ist der Krieg für ihn so auch ein Fest, denn Krieg ist die vollkommene Auflösung des Alltags.<sup>4</sup> Eine Gesellschaft läuft Gefahr, in diese böse Form des Fests, z. B. Bürgerkrieg, aber auch Nachbarschaftsscharmützel, abzugleiten, wenn der Alltag schier unerträglich wird und starr und unveränderbar ist. Deshalb ist es umso wichtiger, dass Feste dem Alltag wieder neuen Sinn geben können, dass Feste im Alltag einen Nachklang haben und nicht losgelöst von ihm stattfinden.

Auch wenn man Marquards These nicht in letzter Konsequenz folgen mag, so macht sie doch deutlich, dass Feste wichtig für den Menschen sind. Schon immer war es ein menschliches Grundbedürfnis, den Alltag auszusetzen, für eine bestimmte Zeit auszusteigen, um den Alltag wieder annehmen und auch neu gestalten zu können.<sup>5</sup>

Lars Deiles Definition von Fest fasst dies noch einmal – ohne sich auf die gewagte These von Odo Marquard einzulassen – zusammen: „Im Fest vergegenwärtigt sich eine Gemeinschaft lebensbejahend Bedeutung in besonderer äußerer Form.“<sup>6</sup>

2 Siehe Gebhardt 1987, S. 82.

3 Sievers 1983, S. 24.

4 Siehe Marquard 1988, S. 415.

5 Siehe Marquard 1988, S. 415.

6 Deile 2004, S. 12.

Jedoch gibt es keine Patentrezepte dafür, wie Feste gelingen können. Das liegt in der Natur der Sache. Alltag befindet sich in einem stetigen Wandel. Die Menschen der Steinzeit hatten tagtäglich mit anderen Dingen zu kämpfen als die mittelalterliche Ständegesellschaft oder die ersten Industriearbeiter/innen, ganz zu schweigen vom Menschen in unserer „Gesellschaft im Aufbruch“. So ist die sinngebende Distanz zum Alltag, also das Fest, auch einem Wandel ausgesetzt. Aber kann es wirklich immer überleben?

### Feste und Feiern heute

Die oben gestellte Frage soll nun anhand einiger Beispiele aus den Bereichen: a) öffentliche Feste, b) Feste im Jahreslauf und c) Feste im Lebenslauf geklärt werden.

#### a) Öffentliche Feste

Ein Beispiel für öffentliche Feste sind die Gildefeste. Sie sind ein gutes Beispiel dafür, wie sich Feste veränderten gesellschaftlichen Zusammenhängen, d. h. einer neuen Alltagsrealität, angepasst haben.

Seit dem hohen Mittelalter waren Gilden Vorläufer des modernen Versicherungswesens.<sup>7</sup> Es gab vor allem Brand-, aber auch z. B. Knochenbruch-, Toten-, Bauern- und Sturmgilden. Gilden waren freiwillige Zusammenschlüsse von Nachbarn und Anwohnern eines räumlich begrenzten Bezirks, die sich gegenseitigen Beistand in der Not, wie z. B. bei Feuersbrünsten, körperlicher Versehrtheit, Sterbefällen und Naturkatastrophen, versprochen und leisteten.

Die Gildefeste dienten dazu, die Gemeinschaft zu stärken, sich über innergemeinschaftliche Verhaltensrichtlinien zu verständigen, innergemeinschaftliche Konflikte zu beheben und das gegenseitige Vertrauen zu fördern.<sup>8</sup>

Als Ende des 18. Jahrhunderts institutionelle Brandkassen bzw. Feuerversicherungen gegründet wurden, wurden die Gilden im Wesentlichen überflüssig. Aber die Gilden verschwanden nicht. Und wenn, dann nur kurzfristig, um bald hauptsächlich als Schützengilden wieder oder weiter zu bestehen.<sup>9</sup> Die Gildefeste gingen erst recht nicht unter. Sie erfüllten auch weiterhin – bis in unsere Tage – eine wichtige Funktion in der dörflichen, gemeindlichen oder regionalen Gemeinschaft. Die Vorzeichen der Feste haben sich gewandelt, es geht nicht mehr in erster Linie um die Versicherung des gegenseitigen Schutzes gegen die Widrigkeiten des Lebens, vielmehr ist die

7 Siehe Neuschäffer 2000, S. 40.

8 Siehe Sievers 1984, S. 54.

9 Siehe Sievers 1984, S. 55 ff.

Stärkung einer regionalen Gemeinschaft und ihre Selbstdarstellung nach außen in den Vordergrund getreten. Nicht selten versammelt sich bei den Gildefesten auch die politische und wirtschaftliche Macht der Gemeinde, die dem festlichen Treiben noch mehr Bedeutung zukommen lässt. So fördern auch die heutigen Gildefeste noch das Gefühl der Zusammengehörigkeit und können neue Maßstäbe für den Alltag in der Gemeinde setzen. Dies ist und wurde umso wichtiger, als das Regionale immer mehr an Bedeutung im nationalen und globalen Zusammenspiel verlor und verliert.

Damit haben die Gilden den Sprung von der vorbürgerlichen Gesellschaft bis in die Gegenwart gemeistert, indem sie sich von einer - in vielen Fällen - überlebensnotwendigen Schutzgemeinschaft zu einer „nur“ identitätsstärkenden Gemeinschaft gewandelt haben. Die Gildefeste sind dabei der wesentliche Faktor, da nur sie dies leisten konnten und können.

Auch heute findet noch eine weitere Anpassung statt. Gildefeste werden von einem zeitgemäßen Rahmenprogramm wie Discotheken, Auftritten von Livebands etc. begleitet, das sich vor allem an ein jüngeres Publikum wendet.<sup>10</sup>

#### b) Feste im Jahreslauf

Das Biikebrennen – ein Fest im Jahreslauf – in Nordfriesland ist ein Beispiel für ein Fest, dessen Herkunft im Dunkeln liegt und das auf keine durchgängige Tradition verweisen kann, sich aber trotzdem – oder gerade deshalb – einer stetig wachsenden Beliebtheit erfreut.

Über den Ursprung des Biikebrennens ranken sich verschiedene Gerüchte. Wahrscheinlich war es ursprünglich ein Fastnachtsfeuer und entstammt vermutlich der vorchristlichen Tradition von Frühlingsfeuern, die böse Geister vertreiben sollten, um die Saat zu schützen. Von der Kirche wurde dieses als heidnisch verdammt und verboten. Mit dem neu aufkeimenden Interesse am typisch Regionalen entdeckte Christian Peter Hansen um 1830 das Biikebrennen wieder und schrieb ihm eine spezifisch regionale Bedeutung zu: Es soll ein Abschiedskult für Seeleute gewesen sein, was er jedoch nie wirklich belegen konnte und heute als unwahrscheinlich oder gar falsch gilt.<sup>11</sup>

Geschadet hat das dem Fest allerdings nicht. Seit den 70er Jahren des 20. Jahrhunderts hat man sich wieder auf die „alte“ Tradition in Nordfriesland besonnen, die es so wahrscheinlich nie gab.<sup>12</sup> Mit Sicherheit ist das Biikebrennen heute identitätsstiftend für die Menschen in der Region Nordfriesland. Es wird dem Bedürfnis nach

<sup>10</sup> Siehe Sievers 1984, S. 54.

<sup>11</sup> Siehe Panten 2004, S. 27.

<sup>12</sup> Siehe Panten 2004, S. 27.

regionaler Identität und Bedeutung gerecht, das nicht im Alltag gestillt werden kann, aber in den Alltag integriert wird.

Aber auch für Fremde ist dieses Fest attraktiv, und dadurch kann es vielleicht sogar als Modell für eine Integrationsmaßnahme gesehen werden. Es liegt ein Reiz darin, in die „verschworene“ Gemeinschaft der Nordfriesen – wenn auch nur zeitweise – aufgenommen zu werden, indem man mitfeiern darf. Auch die Tourismusbranche weiß dies zu schätzen: Inzwischen werden Pauschalreisen zum Biikebrennen angeboten, inkl. Begrüßungspunsch, Grünkohlessen und Biikefackel.<sup>13</sup> Vielleicht kann man hier die Gefahr einer Kommerzialisierung sehen. Aber letztendlich kommt es immer noch darauf an, was jede/r Einzelne aus dem Fest macht, welche Bedeutung für das eigene Leben jede/r einem Fest zukommen lässt: die Jagd nach Sensationen oder die wirkliche Anteilnahme am Erlebnis in der Gemeinschaft als Impuls für eine neue Sicht im und auf den Alltag.

#### c) Feste im Lebenslauf

Mit der Taufe komme ich schließlich zu einem Fest des Lebenslaufs, das in den letzten Jahrzehnten einer starken Wandlung ausgesetzt ist. Ich beziehe mich in meinen folgenden Ausführungen hauptsächlich auf eine Untersuchung von Nils Hansen, die er im Zuge einer Fragebogenaktion in Zusammenarbeit mit der Zeitschrift Dithmarschen 2001 durchgeführt hat.<sup>14</sup>

Die Taufe ist zu einem ganz persönlichen Fest geworden – in der Regel zwar nicht für den Täufling, aber für die Eltern (oder einen Elternteil, meist die Mutter). Nur noch das Gruppenfoto mit Eltern oder Elternteil, Taupate(n) sowie Familie und die Segenswünsche sind Elemente, die allen Tauffeiern gemein sind.<sup>15</sup> Galt es früher noch, den Täufling mit der Taufe in die Gemeinschaft der Familie und der ganzen (Kirchen-)Gemeinde aufzunehmen, so ist die Auffassung über die Gemeinschaft, in die das Kind heute aufgenommen wird, in der Regel exklusiver. Die Taufpaten stammen oft nicht mehr aus dem Familienkreis, sondern aus dem Freundeskreis. Auch die Feier im Anschluss an den Taufgottesdienst, der oft nicht mehr mit dem Gemeindegottesdienst am Sonntagmorgen zusammen fällt, sondern auf einen „privaten“ Termin gelegt wird, findet inzwischen in einem kleinen Rahmen nur im engsten Familien- und Freundeskreis (meist die Taufpaten) statt – in der Regel ohne Nachbarn oder Pastor.<sup>16</sup> Letzteres ist sicherlich ein Indiz dafür, dass der christlich-religiöse Zusammenhang mittlerweile eine untergeordnete Rolle für die Taufe spielt. Es geht viel-

<sup>13</sup> Siehe [http://www.bals-sylt.de/sylt\\_bals\\_pauschalen\\_2002\\_biike.htm](http://www.bals-sylt.de/sylt_bals_pauschalen_2002_biike.htm)

<sup>14</sup> Siehe Hansen 2004, S. 2-4.

<sup>15</sup> Siehe Hansen 2004, S. 3.

<sup>16</sup> Siehe Hansen 2004, S. 3.

mehr um den Erhalt einer Tradition und das Dazugehören – aber eben mit der eigenen Note, was sich in der individuellen Ausgestaltung der Taufgottesdienste zeigt.<sup>17</sup>

Für mich wird am Beispiel der Taufe die fortgeschrittene Individualisierung der Gesellschaft deutlich. Sicherlich ist diese Behauptung spekulativ. Jedoch wird in der erwähnten Fragebogenaktion in Dithmarschen offen zugegeben, dass die überkommenen religiösen, kollektiven Wertvorstellungen nicht mehr maßgebend für die Gestaltung einer Taufe sind, sondern individuelle Vorstellungen. Und die Wahl von Taufpaten von „außen“ weicht die früher fast exklusiven Familienbände auf und gibt Raum für die Zusammenstellung einer Wahlfamilie. Auf festem empirischen Grund stehen diese Überlegungen nicht, aber sie zeigen eine Möglichkeit auf, wie alte Festtraditionen, die für viele keine Bedeutung mehr haben, wieder einen Sinn bekommen und neu interpretiert werden können. Denn wichtig sind die Begrüßung und Aufnahme ihres Kindes in ihrer Lebenswelt sicher auch heute für alle Eltern.

Sicherlich wird vielen heute unterstellt, sie nutzen die kirchlichen Angebote und Feste nur noch als Ablenkung oder „Event“ mit Aussicht auf viele Geschenke. Aber für mich hat das Beispiel Taufe gezeigt, dass noch immer mehr dahinter steckt. Der christliche Glaube und die christliche Gemeinschaft stehen allerdings nicht mehr im Vordergrund. Die Bedeutung und Praxis des Glaubens haben sich gewandelt. Vielmehr scheint es heute um die Manifestation der eigenen Lebensweise und die Vergewisserung der eigenen – selbst gewählten – Lebensgemeinschaft (Wahlfamilie) zu gehen.

### Sonderfall Frau?

Abschließend möchte ich noch etwas anmerken. Bei aller Vielfalt von Schriften zum Thema Feste und Feiern fehlt doch in der Regel ein gleichberechtigter Blick auf die Frauen. Für mich bedeutet das nicht, dass es eine Betrachtung von Festen und Feiern nur mit dem Blick auf Frauen oder auf exklusive Frauenfeste geben muss. Vielmehr ist sicherlich das komplexe Zusammenspiel zwischen den Geschlechtern und ihren Rollenzuschreibungen in diesem Zusammenhang interessant. Durch die Literatur kann man schnell den Eindruck gewinnen, dass Frauen entweder „nur“ dabei waren und sind oder ihnen wie Kindern hin und wieder etwas Freiraum gewährt wurde und wird. Aber die Beschreibung ihrer Beiträge zu den Festaktivitäten und die Auswertung ihrer Bedeutung fehlt mir. Sicherlich hat dies auch etwas mit der Rollenzuschreibung für Frauen aufs Private zu tun: Dadurch sind sie einige Jahrhunderte fast in der Versenkung verschwunden, wenn es um die Betrachtung von Angelegenheiten geht, die man der Öffentlichkeit zuschreibt, wie z. B. die Feste.

<sup>17</sup> Siehe Hansen 2004, S. 3.

Und sicherlich lohnt es sich auch, einen tiefer gehenden Blick auf Aktivitäten, wie z. B. auf die als privat und unbedeutend abgestempelte Kaffeekränzchen, unter dem Gesichtspunkt Feste und Feiern zu wagen. Wenn es nun mal keine andere Möglichkeit gab, für Frauen offiziell Feste zu veranstalten - wenn sie nicht gerade Kaiserin oder Fürstin waren - dann kann ein „Kaffeeklatsch“ durchaus als Auflösung des Alltags und normgebende Versammlung einer gesellschaftlichen Gruppierung gesehen werden.

Sicherlich gibt es schon viele Ansätze, ein gesamtgesellschaftliches Bild der Thematik zu zeichnen. Die Theorie lässt auch den Spielraum dazu. Aber gewiss ist noch viel Platz für weitere Diskussionen vorhanden, die neue und interessante Aspekte für Männer und Frauen hervorbringen können.

### Fazit

Die düsteren Visionen vom Anfang meiner Ausführungen, die Feste und Feiern vom Aussterben bedroht sehen, bewahrheiten sich für mich nicht. Feste und Feiern sind immer im Fluss. Ihre ursprüngliche Bedeutung oder deren Bewahrung ist nicht das Wesentliche, kein Fest ist in seiner Urfassung erhalten. Sich das bewusst zu machen, ist sicher wichtig, um nicht in ein die Vergangenheit verklärendes Weltbild zu verfallen, sondern die Gegenwart, das eigene Leben anzunehmen und zu feiern. Auswüchse, kleine (Alltags-)Fluchten, Sackgassen und knallharte finanzielle Interessen gibt es sicher bei Festen – wie überall im Leben. Aber letztendlich kommt es darauf an, was wir aus den Festen machen: nämlich Gelegenheiten, uns im Miteinander zu bestärken und Kraft und Ideen zu finden, den Alltag freundlicher zu gestalten.

### Literatur:

Lars Deile (2004)

Feste – eine Definition. In: Michael Maurer (Hg.): Das Fest. Beiträge zu einer Theorie und Systematik. Köln/Weimar/Wien, S. 1-17.

Winfried Gebhardt (1987)

Fest, Feier und Alltag. Über die gesellschaftliche Wirklichkeit des Menschen und ihre Deutung. Frankfurt a. M./New York/Paris.

Nils Hansen (2004)

Brauchumfrage in Dithmarschen – Bemerkungen zu Geburt und Taufe. In: Dithmarschen 1/2004. Heide, S. 2-4.

- Odo Marquard (1988)  
Kleine Philosophie des Festes. In: Uwe Schultz (Hg.): Das Fest. Eine Kulturgeschichte von der Antike bis zur Gegenwart. München, S. 413-420.
- Hubertus Neuschäffer (2000)  
Zur Geschichte der Gilden in Schleswig-Holstein. In: Marion Bejchowetz-Iserhoht, Reimer Witt, Heyo Wulf (Hg.): Gilden in Schleswig-Holstein. Vorträge zur Ausstellung im Landesarchiv Schleswig-Holstein (= Veröffentlichungen des Schleswig-Holsteinischen Landesarchivs 69). Schleswig, S. 37-57.
- Albert Panten (2004)  
Zur Geschichte und Entwicklung des Biikebrennens. In: Albert Panten, Hubertus Jessel: Das Biikebrennen der Nordfriesen. Husum, S. 9-31.
- Kai Detlev Sievers (1983)  
Feier und Fest. In: Kieler Blätter zur Volkskunde XX. Kiel, S. 5-29.
- Kai Detlev Sievers (1984)  
Feste in Schleswig-Holstein. Ein lexikalischer Führer durch den Jahreslauf. Neumünster.

## Publikumszeitschriften als volkskundlich-kulturwissenschaftliche Quelle

Thomas Winkelmann

### I. Einleitung

Insbesondere bei den volkskundlichen Abschlussarbeiten ist in den letzten Jahren eine Hinwendung zu medienbezogenen Untersuchungen zu beobachten.<sup>1</sup> Dies überrascht nicht, stellen doch die Medienproduzenten einen potentiellen und attraktiven Arbeitsbereich für die Absolventen dar.<sup>2</sup> Ferner handelt es sich bei der Medienutzung um einen Bereich, der im Alltagsleben eine immer größere werdende Rolle einnimmt. Ein im Vergleich zu anderen Formen geradezu klassisches Medium ist die Zeitschrift, die sich trotz aller Konkurrenz wie dem Internet oder den zahlreichen TV-Formaten weiterhin behaupten kann. Auch innerhalb der volkskundlichen Medienforschung avancierten Zeitschriften zu einem interessanten Quellen- und Untersuchungsfeld; in den 1990er Jahren wurden, wie Heinz Schilling errechnet hat, von 213 medienbezogenen Abschlussarbeiten 40 zum Thema Zeitschriften verfasst.<sup>3</sup>

Im Folgenden möchte ich die Bedeutung von Publikumszeitschriften als volkskundliche Quelle darstellen. Zunächst werde ich hierzu den Forschungsstand summieren. Dabei soll die Quellengattung Zeitschrift im Kontext der volkskundlichen Medienforschung reflektiert werden (II.). Es folgt eine Skizzierung der aktuellen Situation auf dem bundesdeutschen Zeitschriftenmarkt (III.). Danach wird es um die Fragen gehen, in welchem Maße Publikumszeitschriften als Massenmedium die Rezipienten erreichen und inwieweit Aussagen zu der Vermittlung von Medieninhalten möglich sind (IV.) Anschließend widme ich mich der Bedeutung der Werbung in den Publikumszeitschriften (V.). Darauf folgen Verweise auf methodische Zugänge (VI.). Abgeschlossen wird dieser Beitrag durch eine Zusammenfassung, in der ich nochmals die Argumente für die volkskundlich-kulturwissenschaftliche Verwendung der Quellengattung Publikumszeitschriften zusammentragen werde (VII.). Ein weiteres

<sup>1</sup> Vgl. die dgv-informationen, die in der Regel jeweils im ersten Heft eines Jahres die vergebenen und abgeschlossenen Abschlussarbeiten des vorigen Jahres aufführt. Vgl. hierzu auch Heinz Schilling: Medienforschung. In: Rolf Wilhelm Brednich (Hg.): Grundriss der Volkskunde. 3. Aufl. Berlin 2001, S. 563-585, hier: S. 571-573.

<sup>2</sup> In einer Umfrage unter 777 Volkskunde-Studierenden in der Mitte der 1990er Jahre lag das Berufsziel „Medien“ mit 45,9 Prozent an erster Stelle. Jens Hoppe/Michael Schimek: Beruf, aber welcher? In: Jens Hoppe/Michael Schimek/Michael Simon (Hg.): Die Volkskunde auf dem Weg ins nächste Jahrtausend. Eine Bestandsaufnahme. Münster u.a. 1998 (= Münsteraner Schriften zur Volkskunde/Europäischen Ethnologie, Bd. 1), S. 49-67, hier: S. 52.

<sup>3</sup> Schilling 2001, wie Anm. 1, S. 571-572.

Ziel dieses Aufsatzes ist es, auf relevante Literatur zur weiteren Auseinandersetzung mit dieser Quellengattung hinzuweisen.

Mit dem an der Hamburger Universität für Journalistik tätigen Honorar-Professor Hermann Meyn lassen sich Publikumszeitschriften als jene Titel abgrenzen, „die sich im Gegensatz zu Fach- und Zielgruppenzeitschriften an eine alters-, bildungs- und einkommensmäßig breite Leserschaft richten“.<sup>4</sup>

## II. Zum Forschungsstand

Das bis in die 1970er Jahre hineinreichende schlechte Image der Publikumszeitschriften wird in einem Vergleich Werner Ross' deutlich: „Die Illustrierte steht soziologisch an der gleichen Stelle wie Mallorca. Man braucht eine Entschuldigung, wenn man hingeht.“<sup>5</sup> Angesichts dieser Beurteilung ist es nicht verwunderlich, dass populäre Zeitschriften als Quelle von Wissenschaftlern unterschiedlichster Provenienz weitestgehend unberücksichtigt blieben; Aufmerksamkeit fand in der Regel der bürgerliche Kulturkanon in seinen Manifestationen. Ein weiterer Grund, weshalb Zeitschriften, wie andere Medien übrigens auch, marginalisiert wurden, lag an der Rezeption und der Bedeutung der von der Frankfurter Schule formulierten kritischen Theorie, deren Vertreter den Medienmachern vorwarfen, die Rezipienten beeinflussen zu wollen. Theodor W. Adorno und Max Horkheimer prägten hierfür den Begriff der „Kulturindustrie“, unter dem sich verschiedene Kritikpunkte wie die Kommerzialisierung und die Verdrängung der Realität subsumieren lassen.<sup>6</sup> Innerhalb der bundesdeutschen Volkskunde ließ sich jedoch bereits in den 1960er Jahren eine Hinwendung zu populären Lesestoffen beobachten, zu nennen sind hier vor allem die seinerzeit in Tübingen tätigen Hermann Bausinger und Rudolf Schenda, die sich mit Comics, Unterhaltungsliteratur, Volksbüchern u.a. beschäftigt haben.<sup>7</sup>

4 Hermann Meyn: Massenmedien in Deutschland. Grundlegend überarb. Neuauflage. Konstanz 2001, S. 120. Zur Problematik der Abgrenzung zwischen den Medien Zeitung und Zeitschrift siehe Hans Bohrmann: Entwicklung der Zeitschriftenpresse. In: Jürgen Wilke (Hg.): Mediengeschichte der Bundesrepublik Deutschland. Köln u.a. 1999, S. 135-145, hier: S. 135-136.

5 Werner Ross: Ich lese Illustrierte beim Friseur. Ansichten eines Auch-Illustrierten-Lesers. In: Publik 1971, H. 3, S. 27. Zitiert nach Jörn Glasenapp: Titelschwund und Politisierung: Zur Illustriertenlandschaft der sechziger Jahre. In: Werner Faulstich (Hg.): Die Kultur der 60er Jahre. München 2003 (= Kulturgeschichte des 20. Jahrhunderts), S. 128-144, hier: S. 129.

6 Den Begriff der Kulturindustrie prägten die Autoren in: Max Horkheimer/Theodor W. Adorno: Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente, Darmstadt 1998 (= Theodor W. Adorno, Gesammelte Schriften, Bd. 3).

7 Vgl. Hermann Bausinger: Medienforschung am Ludwig-Uhland-Institut. Ein Rückblick. In: Tübinger Korrespondenzblatt Nr. 46, 1996, S.6-11.

In den letzten Jahrzehnten hat sich das Bild verändert; neben Tübingen bildete sich zunächst auch in Marburg ein Schwerpunkt der volkskundlichen Medienforschung, inzwischen sind Medienthemen an allen Instituten zu finden, wenn auch mit unterschiedlicher Intensität.<sup>8</sup> Fachgeschichtlich sind im Hinblick auf die Erforschung von Medien vor allem drei Veranstaltungen hervorzuheben: Zunächst der Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde im Jahr 1975, der in Weingarten stattfand und unter dem Motto „Direkte Kommunikation und Massenkommunikation“ stand. Eine explizite Thematisierung der Zeitschrift fand hier nicht statt, dennoch wurden erstmals im größeren Rahmen unterschiedliche Studien und Perspektiven volkskundlicher Medienforschung gebündelt.<sup>9</sup> 1983 wurde im österreichischen Mattersburg ein Symposium mit dem Thema „Die Zeitung als Quelle“ veranstaltet. Das Interesse galt hier vor allem der volkskundlichen Gegenwartsdokumentation mit Hilfe dieser Quellengattung.<sup>10</sup> In Zürich wurde 1998 die Tagung „Medien im Alltag, Alltag in Medien“ veranstaltet, die deutlich zeigte, inwieweit Medien zwischenzeitlich ein volkskundliches Thema darstellen.<sup>11</sup> Im Anschluss an diese Tagung formulierten Ueli Gyr, Ingrid Tomkowiak und Walter Leimgruber den Vorschlag, den Bereich „Medien und Alltag – Alltag in den Medien – Medienwelten“ als Thema für den dgv-Kongreß 2001 (oder alternativ auch als Thema für eine Hochschultagung) aufzunehmen. In ihrer Argumentation betonten die Vertreter des Volkskundlichen Seminars der Universität Zürich, dass „die Rolle der Medien im Hinblick auf ihre Produktions-, Rezeptions- und Distributionsprozesse aufzugreifen und typische Funktionsleistungen im (bzw. für das) Alltagsleben zu befragen“<sup>12</sup> sind. Der Vorschlag wurde leider nicht umgesetzt.

Einen Überblick zur volkskundlichen Medienforschung, in dem unter anderem der aktuelle Forschungsstand aufgearbeitet und zahlreiche Einzelstudien berück-

8 Schilling 2001, wie Anm. 1, S. 573-574.

9 Vgl. den Tagungsband Hermann Bausinger/Elfriede Moser-Rath (Hg.): Direkte Kommunikation und Massenkommunikation. Referate und Diskussionsprotokolle des 20. Deutschen Volkskunde-Kongresses in Weingarten. Tübingen 1976 (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, Bd. 41).

10 Klaus Beitzl (Hg.): Methoden der Dokumentation der Gegenwartsvolkskunde. Die Zeitung als Quelle. Referate des 1. internationalen Symposiums für Gegenwartsvolkskunde der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 1983 in Mattersburg. Wien 1988 (= Mitteilungen des Instituts für Gegenwartsvolkskunde Nr. 15).

11 Die Beiträge wurden in der Zeitschrift Schweizerisches Archiv für Volkskunde 95 (1999), S. 145-252, veröffentlicht.

12 Ueli Gyr/Ingrid Tomkowiak/Walter Leimgruber: Themenvorschlag Kongress/Hochschultagung DGV. In: dgv informationen. Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde vom Dezember 1999, S. 16.

sichtigt werden, verfasste Heinz Schilling für R. W. Brednicks „Grundriss der Volkskunde“.<sup>13</sup> Einen quellenkritischen und methodischen Zugang zur „Kulturanalyse populärer Medientexte“<sup>14</sup> erstellte Christoph Köck, der erstmals in dieser Form eine weitgefächerte Anleitung zum volkskundlichen Arbeiten mit massenmedialen Formen und Stoffen zusammenstellte. Die folgenden Ausführungen sollen an den Beiträgen Köcks und Schillings anknüpfen und hinsichtlich der Quellengattung Publikumszeitschriften fortgeführt werden.

In Bezug auf die Geschichte der Medien und auch der Zeitschriften lassen sich kaum noch Desiderata konstatieren. Hervorzuheben ist zunächst eine mehrbändige und noch nicht abgeschlossene „Geschichte der Medien“, die Werner Faulstich erstellt<sup>15</sup>; die Grundzüge der Kommunikationsgeschichte von den Anfängen bis in das 20. Jahrhundert hinein, und damit auch die Anfänge des Zeitschriftenwesens, zeigte Jürgen Wilke detailliert auf<sup>16</sup>, ein weit gefächertes und differenziertes Überblickswerk für die Zeit nach 1949 stellt der von Wilke 1999 herausgegebene Sammelband „Mediengeschichte der Bundesrepublik Deutschland“<sup>17</sup> dar. Umfangreiche Daten und Informationen beinhaltet das von Hermann Meyn verfasste und mehrfach aktualisierte Standardwerk „Massenmedien in Deutschland“<sup>18</sup>. Eine Einführung in den Bereich der Zeitschriftenkommunikation aus literaturwissenschaftlicher Perspektive, die auch die Forschungsstände zu verschiedenen Aspekten wie der Klassifizierung, der Gestaltung und der Distribution der Mediengattung Zeitschriften beinhaltet, veröffentlichte Erich Straßner.<sup>19</sup> Zum Stand der Zeitschriftenforschung legten Andreas Vogel und Christina Holtz-Bacha vor kurzem ein Sonderheft der

13 Schilling 2001, wie Anm. 1.

14 Christoph Köck: Kulturanalyse populärer Medientexte. In: Silke Götsch/Albrecht Lehmann (Hg.): Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie. Berlin 2001, S. 301-320.

15 Bisher sind erschienen: Werner Faulstich: Medien und Öffentlichkeit im Mittelalter 800-1400. Göttingen 1996 (= Die Geschichte der Medien, Bd. 2); Ders.: Das Medium als Kult. Von den Anfängen bis zur Spätantike (8. Jahrhundert). Göttingen 1997 (= Die Geschichte der Medien, Bd. 1); Ders.: Medien zwischen Herrschaft und Revolte. Medienkultur der frühen Neuzeit. Göttingen 1998 (= Die Geschichte der Medien, Bd. 3); Ders.: Die bürgerliche Mediengesellschaft (1700-1830). Göttingen 2002 (= Geschichte der Medien, Bd. 4); Ders.: Medienwandel im Industrie- und Massenzeitalter (1830-1900). Göttingen 2004 (= Geschichte der Medien, Bd. 5).

16 Jürgen Wilke: Grundzüge der Medien- und Kommunikationsgeschichte. Von den Anfängen bis ins 20. Jahrhundert. Köln/Weimar/Wien 2000.

17 Wilke (Hg.) 1999, wie Anm. 4.

18 Meyn 2001, wie Anm. 4.

19 Erich Straßner: Zeitschrift. Tübingen 1997 (= Grundlagen der Medienkommunikation, Bd. 3).

Reihe „Publizistik“ vor.<sup>20</sup> Alle bisher aufgeführten Titel beinhalten umfangreiche Literaturverzeichnisse, um sich weiterführend mit der Thematik zu beschäftigen. Aufgrund der zwischenzeitlich zahlreichen und leicht zugänglichen Mediengeschichten wird an dieser Stelle auf eine Skizzierung der historischen Entwicklung des Zeitschriftenwesens verzichtet.

### III. Zur heutigen Situation der Zeitschrift

Der bundesdeutsche Zeitschriftenmarkt ist gekennzeichnet durch ein weit gefächertes Angebot; im Jahr 2000 wurden schätzungsweise rund 20.000 Titel mit einer Gesamtauflage von 200 Millionen Exemplaren verlegt, ein Großteil hiervon fällt auf die ca. 750 Publikumszeitschriften.<sup>21</sup> Bei den in Kiosken, Supermärkten und in Buchhandlungen zu erwerbenden Titeln handelt es sich in der Regel um die meistverkauften Titel aus diesem Bereich, regionale Unterschiede im Sortiment (vor allem zwischen den Gebieten der alten BRD und den neuen Bundesländern<sup>22</sup>) sind zu eruieren; Bahnhofsbuchhandlungen, vor allem in größeren Städten, bieten oft ein breiter gestreutes Sortiment an. Seit den 1960er Jahren fand eine Phase der Konzentrierung statt, wenige Verlagsgruppen, insbesondere Bauer, Springer, Burda sowie Gruner & Jahr, bringen einen Großteil der Publikumszeitschriften heraus.<sup>23</sup> Eine differenzierte Studie über die populäre Presse legte Andras Vogel vor, in der er mehr als 1000 Titel Gattungen zuwies und diese diskutierte. Vogel definiert 17 Gattungen der Populärpresse: 1. Rundfunkprogramm, 2. Frauen, 3. Unterhaltung und Gesellschaft, 4. Illustrierte, 5. Kinder und Jugend, 6. Politik, 7. Regionales, 8. Haus und Leben, 9. Motor, 10. Computer und Technik, 11. Sport, 12. Kultur und Wissenschaft, 13. Wirtschaft, 14. Audio, Film und Fotografie, 15. Mode, 16. Sex und Erotik sowie 17. Diverse.<sup>24</sup>

Hinsichtlich der auflagenstärksten Gattungen lassen sich, auch längerfristig, eindeutige Tendenzen feststellen: Die großen Säulen der Publikumszeitschriften stellen die Illustrierten, die Frauenblätter, die TV-Programmpresse und die so genannte Regenbogenpresse dar.<sup>25</sup>

20 Andreas Vogel/Christina Holtz-Bacha (Hg.): Zeitschriften und Zeitschriftenforschung. Wiesbaden 2002 (= Publizistik, Sonderheft 3/2002).

21 Meyn 2001, wie Anm. 4, S. 120.

22 So stoßen z.B. „Stern“, „Der Spiegel“ und „Die Zeit“ im Osten auf weniger Resonanz als im Westen, „Die Superillu“ dagegen verkauft sich in den neuen Bundesländern wesentlich besser. Meyn 2001, wie Anm. 4, S. 123.

23 Die Reihenfolge der Nennung entspricht der Rangfolge der Marktanteile. Zusammen beherrschen diese vier Gruppen mehr als zwei Drittel des bundesdeutschen Marktes für Publikumszeitschriften. Meyn 2001, wie Anm. 4, S. 137.

24 Andreas Vogel: Die populäre Presse in Deutschland. Ihre Grundlagen, Strukturen und Strategien. München 1998, S. 98-101.



Die Entwicklung des Zeitschriftenmarkts war in den vergangenen Jahrzehnten geprägt durch eine ansteigende Flut neuer Blätter sowie einer zunehmenden Diversifizierung und Spezialisierung, statt General-Interest-Titel wie den Illustrierten werden immer mehr Special-Interest- und Very-Special-Interest-Titel verlegt.<sup>26</sup> So finden sich beispielsweise im Bereich der Sportzeitschriften immer mehr spezielle Angebote für unterschiedliche Zielgruppen. Christoph Breuer erklärt diese Entwicklung unter anderem aus der Werbeabhängigkeit der Publikumszeitschriften<sup>27</sup>, auf die ich im weiteren Verlauf des Beitrages noch zu sprechen komme. Vor allem die traditionellen General-Interest-Blätter, wie etwa „Stern“ und „Bunte“, verloren deutlich an Auflage. Besonders erfolgreiche Neugründungen auf dem Zeitschriftenmarkt waren in den letzten Jahren beispielsweise das Nachrichtenmagazin „Focus“, die 14tägig erscheinenden Programmzeitschriften (wie „TV Spielfilm“, „TV Movie“ und „TV Today“) und die Lifestyle-Illustrierte „Fit for Fun“.<sup>28</sup>

#### IV. Nutzung der Zeitschriften und die Bedeutung der Inhalte

Publikumszeitschriften erreichen eine Vielzahl von Rezipienten. Sie sind allgemein zugänglich, Voraussetzung ist die Lesefähigkeit sowie Kenntnisse der jeweiligen Sprache. In der Kommunikationswissenschaft wurde deutlich, dass Medien von den Rezipienten nach ihren Bedürfnissen ausgesucht werden. Publikumszeitschriften sind relativ preiswert, ohne technische Zusatzmittel zu konsumieren, können mehrfach genutzt und weiterverwertet werden. Damit unterscheiden sie sich von vielen anderen Medien.<sup>29</sup> Nach TV, Zeitung und Radio haben die Zeitschriften die

- 25 1954 waren die zehn größten wöchentlich erscheinenden Publikumszeitschriften: „Hör Zu!“, „Quick“, „Stern“, „Hören und Sehen“, „Neue Illustrierte“, „Revue“, „Heim und Welt“, „Frankfurter Illustrierte“, „Neue Post“ und „Wochenend“. Im Jahr 1988 sah die Rangliste wie folgt aus: „Hörzu“, „TV Hören und Sehen“, „Auf einen Blick“, „Fernsehwoche“, „Bild der Frau“, „Funk Uhr“, „Neue Post“, „Tina“, „Freizeit Revue“, „Stern“. Siehe Norbert Frei: Die Presse. In: Wolfgang Benz (Hg.): Die Geschichte der Bundesrepublik Deutschland. Bd. 4: Kultur. Frankfurt am Main 1989, S. 370-416, hier: S. 395.
- 26 Special-Interest-Zeitschriften stehen zwischen den Publikums- und den Fachzeitschriften. Sie sind gekennzeichnet durch eine allgemeine Verständlichkeit und die Orientierung auf ein bestimmtes Thema oder einen bestimmten Bereich. Siehe Carsten Winter: Zeitschrift. In: Werner Faulstich (Hg.): Grundwissen Medien. 3. Aufl. München 1998, S. 413-432, hier: S. 417.
- 27 Christoph Breuer: Zeitschrift. In: Ralf Schnell (Hg.): Metzler Lexikon Kultur der Gegenwart. Themen und Theorien, Formen und Institutionen seit 1945. Stuttgart/Weimar 2000, S. 550-551.
- 28 Rüdiger Schulz: Nutzung von Zeitungen und Zeitschriften. In: Wilke (Hg.) 1999, wie Anm. 4, S. 401-425, hier: S. 417-418.
- 29 Bohrmann 1999, wie Anm. 4, S. 137.

größte Verbreitung: Bereits 1954 lasen rund 70 Prozent der westdeutschen Bevölkerung über 16 Jahre Publikumszeitschriften, im Jahr 1990 waren es fast 90 Prozent. In den 1990er Jahren sank die Quote auf 80 Prozent. Der tägliche Aufwand für die Lektüre von Zeitschriften blieb zwischen 1967 und 1983 konstant bei durchschnittlich 20 Minuten. Demnach wirkte sich weder die Vollversorgung der Bundesrepublik mit Fernsehgeräten, die bereits 1974 erreicht war, noch die Einführung der privaten TV-Programme im Januar 1984 negativ auf den Zeitschriftenkonsum aus.<sup>30</sup> In den 1990er Jahren stiegen jedoch die Freizeitpräferenzen Fernsehen und PC zu Ungunsten der Zeitschriften; vor allem die jüngere Generation wendet sich von den Printmedien ab.<sup>31</sup>

Informationen über die jeweiligen Publika der Zeitschriften veröffentlichen mehrere konkurrierende Forschungsgruppen, die die Rezipienten nach Bildungsabschlüssen, Haushaltseinkommen, Geschlecht, berufliche Position und anderen Merkmalen differenzieren.<sup>32</sup> Hierdurch werden die Strukturen der Zielgruppen erkennbar, was vor allem für die Werbetreibenden von Interesse ist, die diese Datenerhebungen unterstützen. Von Bedeutung ist hier auch die Reichweite der einzelnen Hefte, also die Frage, wie viele Rezipienten mit einem Titel in Berührung kommen. Diese Daten sind auch in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Publikumszeitschriften wichtig, denn die Wahl der Quellen muss begründet werden, und nicht nur die Tatsache, dass das Heft xy über das Thema z berichtet, legitimiert die Verwendung. Zu entscheiden ist, ob nun Titel herangezogen werden, die ein möglichst heterogenes oder ein weitestgehend homogenes Publikum ansprechen, ob Hefte analysiert werden sollen, die eine eher kleine und regional zuordbare Zielgruppe oder eine große und bundesweite Leserschaft ansprechen, ob ein Magazin mehr von Männern oder von Frauen gelesen wird, ob die Leserschaft einkommens- und bildungsmäßig eher am oberen oder am unteren Ende der Skala zu verorten ist etc. Diese Faktoren spielen eine Rolle bei der Kontextualisierung und Analyse des Quellenmaterials. Wenn Blätter über einen längeren Zeitraum untersucht werden sollen, sind

- 30 Offiziell verfügten 1974 ca. 95 Prozent aller bundesdeutschen Haushalte über mindestens einen Fernsehapparat. Vgl. die Tabelle „Versorgungsdichte mit den Medien Fernsehen, Hörfunk und Tageszeitung/Prozent“ in: Klaus Berg/Marie-Luise Kiefer (Hg.): Massenkommunikation III. Eine Langzeitstudie zur Mediennutzung und Medienbewertung 1964-1985. Frankfurt am Main/Berlin 1987 (= Schriftenreihe Media Perspektiven, Bd. 9), S. 88.
- 31 Bohrmann 1999, wie Anm. 4, S. 144; ausführlich zur Mediennutzung Klaus Berg/Marie-Luise Käfer (Hg.): Massenkommunikation V. Eine Langzeitstudie zur Mediennutzung und Medienbewertung 1964-1995. Baden-Baden 1996 (= Schriftenreihe Media Perspektiven, Bd. 14), S. 291-361.
- 32 Einen systematischen Vergleich der Quellen, die herangezogen werden können, um entsprechende Daten für die BRD zu ermitteln, erstellte Vogel 1998, wie Anm. 24, S. 87.

auch Veränderungen in der Leserschaft zu berücksichtigen. So änderte sich das Bild der Printmediennutzer in den letzten Jahren vor allem durch die demographische Alterung und durch Reichweitenverluste bei jungen Menschen.<sup>33</sup>

Im Unterschied zur Lokalpresse, die oft eine Monopolstellung innehat, unterliegen Publikumszeitschriften der Konkurrenz. Verschiedentlich wurde auf die Leserzeitschriften-Bindung hingewiesen<sup>34</sup>: Der Leser einer Publikumszeitschrift sucht sich aus dem Angebot des Periodikum heraus, das seine Meinung und Interessen vertritt. So wird ein konservativer bayrischer Kreistagspolitiker wenig Übereinstimmung bei der Lektüre der linken Monatszeitschrift „konkret“ finden, ein typischer Wähler der „Grünen“ neigt eher zum Kauf der „taz“ als zu „Christ und Welt“.<sup>35</sup> Bei der Zeitschriftenwahl spielt nicht nur der Inhalt eine Rolle, auch das Erscheinungsbild „wirbt“ für die Blätter und wird regelmäßig verändert und dem Zeitgeschmack entsprechend aktualisiert.<sup>36</sup>

Die Frage jedoch, inwieweit und welchen Einfluss die in den Zeitschriften vermittelten Inhalte auf die Leser ausüben, lässt sich nicht befriedigend beantworten.<sup>37</sup> Der Mediensoziologe Peter Hunziker bemerkte in diesem Zusammenhang, „daß es äußerst schwierig, wenn nicht gar unmöglich ist, die Medienwirkung von den übrigen Einstellungs- und Verhaltensdeterminanten zu isolieren und als Einflußfaktor empirisch einwandfrei darzustellen.“<sup>38</sup> Die Medieninhalte als „öffentliche Meinung“ gleichzusetzen, erweist sich ebenfalls als problematisch, da dieser Begriff zum einen schwer zu definieren ist, zum anderen viele Faktoren eine Rolle spielen, die die Meinungsbilder der Menschen beeinflussen. So kann bilanziert werden, dass sich keine einheitliche Verwendung oder gar eine allgemeingültige Definition des Begriffs „öffentliche Meinung“ durchgesetzt hat.<sup>39</sup> Auch Karl Ulrich Syndram erscheint

33 Diese Entwicklung tangiert vor allem die Nutzung von Tageszeitungen. Schulz 1999, wie Anm. 28, S. 414-417.

34 So bei Hermann Meyn: Massenmedien in Deutschland. Konstanz 1985, S. 183; vgl. auch das Lemma „Leser-Blatt-Bindung“ in: Anja Kühner/Thilo Sturm: Das Medien-Lexikon. Fachbegriffe von A-Z aus Print, Radio, TV und Internet. 2. Aufl. Landsberg am Lech 2000, S. 154.

35 Der Mediensoziologe Peter Hunziker konstatiert hierzu: „Eine Umkehrung von Meinungen durch Massenmedien konnte nur in wenigen Studien eindeutig nachgewiesen werden.“ Peter Hunziker: Medien, Kommunikation und Gesellschaft. Einführung in die Soziologie der Massenkommunikation. 2. Aufl., Darmstadt 1996, S. 76. Vgl. ferner das Kapitel „Einstellungsänderungen und soziales Lernen“, ebd., S. 72-76.

36 Vgl. hierzu Uwe Göbel: Zeitschriftengestaltung im Wandel. In: Vogel/Holtz-Bacha (Hg.) 2002, wie Anm. 20, S. 219-240.

37 Unterschiedliche medientheoretische Modelle stellt Schilling 2001, wie Anm. 1, S. 563-567, vor.

38 Hunziker 1996, wie Anm. 35, S. 84.

39 Werner Faulstich: Einführung in die Medienwissenschaft. Probleme – Methoden – Domänen. München 2002, S. 216.

es verfehlt, „die Fiktion einer *Öffentlichen Meinung* zugrunde zu legen, die sich publizistisch überindividuell artikuliert“.<sup>40</sup> Als geeignete Lösung erscheint mir, mit der Soziologin Elena Esposito die Medieninhalte als „nicht-konsenspflichtige Realität“ zu bezeichnen, „die sich auf die Meinungen der Beteiligten nicht verbindlich auswirkt und diese deshalb daraus auch nicht ableitbar sind. Dass eine größere Anzahl an Personen darüber Bescheid weiß, was in den Massenmedien gesagt wird, bedeutet durchaus nicht, dass sie auch dasselbe denken.“<sup>41</sup> Nach Karl Ulrich Syndram ist nur die „jeweils veröffentlichte Meinung“<sup>42</sup> greifbar; dennoch spiegeln die Beiträge in den Zeitschriften Meinungsbilder der Journalisten<sup>43</sup> wider, bei denen es sich in der Regel um konsenspflichtige Vorstellungen und Meinungen in diskursiven Strategien handelt; die Texte sind als Fragmente von Diskursen zu betrachten. Damit stellen die Artikel in den Zeitschriften Zeitdokumente dar. Daneben erfüllen die Beiträge eine weitere wichtige Funktion, wie Klaus Beitzl in der Einleitung des Tagungsbandes „Die Zeitung als Quelle“ bemerkt. Beitzl, Fritz Markmiller zitierend:

„Daneben erfüllt aber die Berichterstattung in der Lokalzeitung auch voll die vom heutigen Forschungsstand aus als so wichtig erachtete Indikatorfunktion im Hinblick auf damalige Motive, Meinungen, Überzeugungen, Irrtümer, Hoffnungen, Wünsche, Erwartungen.“<sup>44</sup>

Diese Ausführungen sind auch auf Publikumszeitschriften übertragbar. Mit Hilfe eines diskursanalytischen Zuganges<sup>45</sup> können Standpunkte rekonstruiert werden, die aufzeigen, wie zu einem bestimmten Zeitpunkt über etwas berichtet und wie es

40 Karl Ulrich Syndram: Kulturpublizistik und nationales Selbstverständnis. Untersuchungen zur Kunst- und Kulturpolitik in den Rundschauzeitschriften des Deutschen Kaiserreiches (1871–1914). Berlin 1989 (= Kunst, Kultur und Politik im Deutschen Kaiserreich, Bd. 9), S. 18 (Kursivdruck im Original).

41 Elena Esposito: Soziales Vergessen. Formen und Medien des Gedächtnisses der Gesellschaft. Frankfurt a.M. 2002, S. 255 (Kursivdruck im Original).

42 Syndram 1989, wie Anm. 40, S. 18 (Kursivdruck im Original).

43 Zur Rolle der Journalisten vgl. Wolfgang Donsbach: Journalismus und journalistisches Selbstverständnis. In: Wilke (Hg.) 1999, wie Anm. 4, S. 489-517; Meyn 2001, wie Anm. 4, S. 239-260.

44 Fritz Markmiller: Fest- und Feierngestaltung während der NS-Zeit. Im Spiegel der Lokalpresse der Stadt Dingolfing 1933-1937, Teil II. In: Der Storchenturm. Geschichtsblätter für die Landkreise um Dingolfing, Landau und Vilsbiburg. 21./22. (1986/87), H. 42/43, S. 1-261, hier: S. 16. Zit. nach Klaus Beitzl: Zur Einleitung des Symposiums: Die Zeitung als volksculturelle Quelle. In: Ders. (Hg.) 1988, wie Anm. 10, S. 7-13, hier: S. 8.

45 Vgl. z.B. Andreas Hartmann: Über die Kulturanalyse des Diskurses – eine Erkundung. In: Zeitschrift für Volkskunde 83 (1991), S. 19-28.

bewertet wurde und wie diese Deutungen sich im Laufe der Zeit ggf. verändert haben. Im Gegensatz zu Interviews, die auf historische Fragestellungen abzielen, haben gedruckte Quellen den Vorteil, dass sie nicht dem Prozess des „Erinnerns und Vergessens“<sup>46</sup> unterliegen: Neigen Menschen dazu, selektiv zu erinnern, Vergangenes zu beschönigen, Unangenehmes zu verschweigen, Ereignisse heute anders zu bewerten als beispielsweise vor 30 Jahren, so ist den gedruckten Quellen heute noch zu entnehmen, wie zum Zeitpunkt xy über ein Ereignis berichtet wurde. Auch Albrecht Lehmann präferiert bei der Frage nach dem Ursprung von Inhalten eines „überindividuellen Gedächtnisses“ die Massenmedien als Quelle. Diese Frage ist, so Lehmann,

„treffender durch die Analyse von Texten der Massenmedien zu erforschen als durch die Interpretation subjektiver Aussagen. Bei kritischer Interpretation von ‚Erzählungen aus dem eigenen Leben‘ ist meistens ohne viel Mühe zu erkennen, wie rasch die Transformation aus Lektüre, Fernsehen, Rundfunk etc. in den ‚persönlichen Erfahrungsschatz‘ erreicht ist. Schließlich kommt es zu einer unentwirrbaren Mischung von eigenen Erfahrungen mit Erfahrungen zweiter Hand.“<sup>47</sup>

Trotz der aufgeführten Einschränkungen wirken die Zeitschrifteninhalte auf die Leser. Im Gegensatz zur Tageszeitung liefern Zeitschriften umfassendere Informationen, ferner ist der Bildteil oft größer und von der Reproduktionsqualität hochwertiger. Gerade die Zusammenhänge, die hier nicht Tag für Tag bruchstückhaft, sondern verbindend dargestellt werden, wirken, in Kombination mit der bildlichen Darstellung, einprägsamer. Vorhandenes Wissen wird durch die Lektüre bereichert, gleichzeitig wird Alltagswissen produziert und reproduziert. Inwieweit nun die Rezipienten diesen Inhalten zustimmen, lässt sich nicht beantworten. Stuart Hall hat sich hiermit differenzierter auseinandergesetzt und das „Encoding/Decoding“-Modell vorgelegt. Hall wehrt sich gegen die Vorstellung des textuellen Determinismus, Texte hätten nur eine Lesart. Er nennt drei mögliche Lesarten, wie die Rezipienten die Texte auffassen können:

- Dominante Lesart: Der Rezipient decodiert den Text im Sinne des Senders, es

46 Vgl. den Tagungsband zum gleichnamigen dgv-Kongress: Brigitte Bönisch-Brednich/Rolf W. Brednich/Helge Gerndt (Hg.): *Erinnern und vergessen*. Vorträge des 27. Deutschen Volkskundekongresses Göttingen 1987. Göttingen 1991 (= Schriftenreihe der Volkskundlichen Kommission für Niedersachsen e. V., Bd. 6), hier vor allem: Andreas Bruch/Burkhard Fenner: *Erinnern und Vergessen im Forschungsprozeß*. Ein systemorientierter Überblick. In: Ebd., S. 103-122.

47 Albrecht Lehmann: *Bewußtseinsanalyse*. In: Göttisch/Albrecht (Hg.) 2001, wie Anm. 14, S. 233-252, hier: S. 237.

wird die gleiche ideologische Perspektive beibehalten;

- oppositionelle Lesart: Der Leser erkennt die intendierte Textbedeutung, lehnt diese jedoch ab, und konstruiert eine eigene, oppositionelle und konträre Bedeutung. Heinz Bonfadelli nennt die Lesart auch „Gegen den Strich“-Lesen“<sup>48</sup>;
- verhandelte Lesart: Der Rezipient akzeptiert die Legitimität der dominanten Lesart, wandelt diese jedoch aufgrund der eigenen Handlung in bestimmten Situationen ab.<sup>49</sup>

Die Ausführungen Halls verweisen auf eine Mündigkeit der Rezipienten, Botschaften in ihrem Sinne – also auch nonkonform und entgegen der Intention des Senders – zu decodieren. Bei der Deutung der Medieninhalte müssen demnach diese Optionen berücksichtigt werden. Konkrete Antworten auf die jeweils gewählte Lesart können nur die einzelnen Leser selbst geben.

#### V. Werbung in Zeitschriften

Einen wichtigen Bestandteil der Publikumszeitschriften stellen die Werbeanzeigen dar.<sup>50</sup> Die Hefte werden bis zu 80 Prozent aus den Anzeigen finanziert, die übrigen Prozente gehen auf den Straßen- bzw. Abonnementverkauf der Exemplare. Die Hefte können dadurch weit unter ihren Entstehungskosten verkauft werden.<sup>51</sup> In zahlreichen Titeln ist der Bezug zwischen dem redaktionellen und dem gewerblichen Teil (= Werbung) evident. Ob Möbel oder Wohnaccessoires in „Schöner Wohnen“, Mode und Kosmetika in Frauenzeitschriften wie „Brigitte“ und „Freundin“, Automobil- und Alkoholwerbung in Herrenmagazinen wie „Playboy“ oder Unterhaltungselektronik und Körperprodukte in Lifestyleheften wie „MAX“ – beide Teile des Heftes sind aufeinander bezogen und bestätigen sich gegenseitig. Die Entwicklung zum „werbefreundlichen“ Umfeld erklärt sich vor allem aus der Abhängigkeit der

48 Heinz Bonfadelli: *Medieninhaltsforschung*. Grundlagen, Methoden, Anwendungen. Konstanz 2002, S. 173.

49 Stuart Hall: *Kodieren/Decodieren*. In: Roger Bromkey/Udo Göttlich/Carsten Winter (Hg.): *Cultural Studies*. Grundlagentexte zur Einführung. Aus dem Englischen von Gabriele Kreuzner, Bettine Suppelt und Michael Haupt. Lüneburg 1999, S. 92-110; zusammenfassend Bonfadelli 2002, wie Anm. 48, S. 173.

50 Als Einführung in das Themengebiet Werbung vgl. z.B. Thomas Schnierer: *Soziologie der Werbung*. Ein Überblick zum Forschungsstand einschließlich zentraler Aspekte der Werbepsychologie. Opladen 1999; speziell zur Quellengattung Werbung aus volkskundlicher Perspektive: Kathrin Bonacker: *Illustrierte Anzeigenwerbung als kulturhistorisches Quellenmaterial*. Marburg 2000 (= Archivschriften, H. 5), S. 14-53.

51 Meyn 2001, wie Anm. 4, S. 130.

Verlage von den Werbekunden sowie der zunehmenden Spezialisierung des Zeitschriftenmarktes. Je genauer eine Zielgruppe anvisiert werden kann, desto geringer die Streuverluste der Anzeigenwerbung. Aus diesem Grund wählen die Auftraggeber für ihre Produkte und Dienstleistungen Anzeigenplätze in Blättern mit einer adäquaten Leserschaft.<sup>52</sup> Um ein Heft möglichst preiswert anbieten zu können, ist es notwendig, einen Großteil der Kosten (und ggf. des Gewinns) durch die Werbung zu decken. General-Interest-Zeitschriften wie die Illustrierten haben den Vorteil, ein breites Publikum zu erreichen, gleichzeitig ist die Zielgruppe nicht eindeutig zu bestimmen, ein großer Teil der Werbung hat den Effekt einer Gießkanne. Je spezieller ein Titel auf eine relativ homogene Zielgruppe ausgerichtet ist, desto gezielter kann geworben werden. Den Interessen der Werbetreibenden folgen die Verlage auch mit der Lancierung neuer Titel, die auf ausdifferenzierte Lebensstilgruppen zugeschnitten sind.<sup>53</sup> Deshalb ist es auch bei der Analyse der Werbeanzeigen wichtig, das Umfeld und das Zielpublikum des Titels zu berücksichtigen; auch hier stellt sich die Frage nach den potentiellen Adressaten, um die Werbebotschaften dechiffrieren und kontextualisieren zu können.<sup>54</sup> Untersucht werden können die Werbeanzeigen beispielsweise nach Geschlechterstereotypen<sup>55</sup>, distinktiven Inszenierungen<sup>56</sup> oder dem Rückgriff auf historische Motive<sup>57</sup>, um nur drei Beispiele aus kulturwissenschaftlicher Perspektive aufzuführen.

## VI. Methodische Zugänge

Ein Arbeitsmodell zur Kulturanalyse populärer Medientexte hat Christoph Köck vorgeschlagen. Er beginnt mit der Erarbeitung des Forschungsgegenstandes, lässt darauf die Darstellung des Medientextes und des Kontextes folgen, um anschließend Kategorien bilden zu können und abschließend zur Synthese und Deutung zu

52 Breuer 2000, wie Anm. 27, S. 550.

53 Breuer 2000, wie Anm. 27, S. 550. Zur Entwicklung der Werbeumsätze der Großverlage im Zeitraum von 1991 bis 2001 vgl. Friedrich Wehle/Holger Busch: Entwicklungen und Perspektiven im Markt der Publikumszeitschriften. In: Vogel/Holtz-Bacha (Hg.) 2002, wie Anm. 20, S. 85-108, hier: S. 103-104.

54 Zur Analyse von Werbeanzeigen aus volkswissenschaftlicher Sicht siehe beispielsweise Bonacker 2000, wie Anm. 50, S. 54-73 sowie Thomas Winkelmann: Werbebilder – Ein methodischer Zugang zu ihrer Dechiffrierung. In: Kieler Blätter zur Volkskunde 33 (2001), S. 173-196.

55 Kathrin Bonacker: Hyperkörper in der Anzeigenwerbung des 20. Jahrhunderts. Marburg 2002.

56 Thomas Winkelmann: Ästhetik der Distinktion. Bierwerbung in bundesdeutschen Printmedien 1988-1998 als Thema volkswissenschaftlicher Bildforschung. M.A.-Hausarbeit, maschschriftl., Phil. Fak. Uni. Kiel. Kiel 2000.

57 Mike Seidensticker: Werbung mit Geschichte. Ästhetik und Rhetorik des Historischen. Köln/Weimar/Wien 1995.

gelangen.<sup>58</sup> Das Modell wird von Köck erläutert, ist gut nachvollziehbar und kann auf unterschiedliche Fragestellungen modifiziert werden. Was Köcks Beitrag in diesem Umfang jedoch nicht leisten kann, ist eine Übersicht der unterschiedlichen methodischen Zugänge, wie Medieninhalte erforscht werden können. Diese Lücke schließt der Medienforscher Heinz Bonfadelli, der in seinem Lehrbuch „Medieninhaltsforschung“<sup>59</sup> nicht nur grundsätzliche Probleme des Themas erörtert, sondern auch unterschiedliche Zugänge darstellt: Inhaltsanalyse, Medienqualität, Diskursanalyse, Semiotik, Medienresonanz-Analyse sowie die rezipientenorientierte Evaluation von Medienprodukten und Info-Kampagnen werden hier vorgestellt und erläutert, die Literaturhinweise am Ende eines jeden Kapitels erleichtern die intensivere Beschäftigung mit den Themenfeldern. Wie sich in der Forschungspraxis zeigt, ist die Verknüpfung unterschiedlicher methodischer Ansätze oft sinnvoll; eine Universalmethode existiert nicht. Die Wahl der Methode ist davon abhängig, was untersucht werden soll – die Rezeption eines „Sexblättchens“<sup>60</sup> ist anders zu untersuchen als die Aufarbeitung der NS-Zeit in einer Illustrierten<sup>61</sup>, die Analyse von Frauenleitbildern in der „Brigitte“<sup>62</sup> unterscheidet sich nicht nur thematisch von der Frage nach der Konstruktion von Germanenbildern im Wilhelminischen Zeitalter<sup>63</sup>, die Mediennutzung Jugendlicher<sup>64</sup> ist auf eine andere Art zu analysieren als die Funktionalisierung von Skandinavienbildern im bundesdeutschen Modernisierungsprozess.<sup>65</sup> Hilfreich ist es, sich vor allem in der Anfangsphase der eigenen Arbeit an bisherigen Forschungen und Modellen (wie dem von Ch. Köck) zu orientieren und die methodischen Zugänge auf die eigene Fragestellung hin zu modifizieren. Zwischenzeitlich sind eine Vielzahl von volkswissenschaftlich-kulturwissenschaftlichen Arbei-

58 Köck 2001, wie Anm. 14, S. 311-317.

59 Bonfadelli 2002, wie Anm. 48.

60 Siehe Ingrid Kroner: Genitale Lust im Kulturkonflikt. Eine Untersuchung am Beispiel der St. Pauli Nachrichten. Tübingen 1974 (= Untersuchungen des Ludwig Uhland-Instituts der Universität Tübingen, Bd. 36).

61 Vgl. Alexander v.d. Borch-Nitzling: Das Dritte Reich im stern. Vergangenheitsverarbeitung 1949-1995. Göttingen 2000.

62 So das Thema von Dora Horvath: Bitte recht weiblich! Frauenleitbilder in der deutschen Zeitschrift ‚Brigitte‘ 1949-1982. Zürich 2000.

63 Vgl. Esther Leroy: Konstruktionen des *Germanen* in bildungsbürgerlichen Zeitschriften des deutschen Kaiserreiches. Frankfurt am Main u.a. 2004 (= Imaginatio borealis. Bilder des Nordens, Bd. 6).

64 Siehe Kurt Luger: Medien im Jugendalltag. Wie gehen Jugendliche mit Medien um – Was machen die Medien mit den Jugendlichen? Wien/Köln/Graz 1985 (= Kulturstudien, Bd. 7).

65 Vgl. Thomas Winkelmann: Alltagsmythen vom Norden. Wahrnehmung, Popularisierung und Funktionalisierung von Skandinavienbildern im Modernisierungsprozess der BRD 1955-1985. Veröffentlichung in Vorbereitung.

ten (vor allem Magisterarbeiten und Dissertationen) erschienen, in denen Publikumszeitschriften als Quelle oder Forschungsgegenstand dienten. Als Übersicht verweise ich an dieser Stelle auf die „dgv-informationen“ und die Homepage der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde<sup>66</sup>, auf der die gemeldeten volkskundlichen Abschlussarbeiten der letzten Jahre aufgeführt werden. Auch in den benachbarten Disziplinen, etwa den Literaturwissenschaften, der Soziologie und der Geschichte, fand eine Aufwertung der Quellengattung Publikumszeitschriften statt, so dass sich der Blick über den Tellerrand des eigenen Faches lohnt, um Anregungen für die eigene Forschungsarbeit zu sammeln.

## VII. Schluss

Ein zentrales Ziel der vorangegangenen Ausführungen war es, Publikumszeitschriften als volkskundliche Quelle darzustellen. Die wichtigsten Gründe, die für die Verwendung dieser Quellengattung sprechen, sind:

- Publikumszeitschriften sind allgemein zugänglich und weit verbreitet, da sie von großen Teilen der Bevölkerung wahrgenommen und gelesen werden; Zielgruppen können aufgrund der Datenerhebungen skizziert werden;
- die Hefte stellen Zeitdokumente dar, aus denen retrospektiv Rückschlüsse auf die Bewertung von Sachverhalten und Ereignissen sowie von Wünschen und Hoffnungen möglich sind;
- aufgrund der Titelvielfalt können unterschiedliche Perspektiven herausgearbeitet werden;
- Zeitschriften produzieren und reproduzieren Alltagswissen;
- darüber hinaus beinhalten Publikumszeitschriften „zeittypische“ Werbeanzeigen, die wiederum Gegenstand kulturwissenschaftlicher Untersuchungen sein können.

Der Vorteil dieser Quellengattung ist es, relativ leicht an die Hefte heranzukommen; dank der Onlinekataloge lassen sich die Standorte zügig ausfindig machen. Verschiedene Bibliotheken und Archive besitzen Zeitschriftensammlungen, zum Teil mittlerweile sogar auf Mikrofiche, -film oder CD-ROM überspielt. Abschließend soll jedoch nochmals darauf aufmerksam gemacht werden, dass Publikumszeitschriften keine Quellengattung darstellen, die isoliert betrachtet werden kann. Insbesondere bei älteren Texten sind zur Kontextualisierung der Inhalte umfangreiche Kenntnisse der jeweiligen Zeit notwendig, die häufig nur über Sekundärliteratur oder weitere

<sup>66</sup> <http://www.kultur.uni-hamburg.de/dgv/aktuell/index.html> (01.05.2005).

Quellen zugänglich sind.<sup>67</sup> Oft ist aber gerade der zeitliche Abstand zu den Quellen hilfreich, die eigenen Erfahrungen und Meinungen auszublenden und unbefangen, zugleich aber auch kritisch mit den Texten umgehen zu können. Abschließend bleibt auf die Rezipienten hinzuweisen, die im Mittelpunkt unseres volkskundlichen Interesses stehen und sich die Medieninhalte auf ihre eigene Art und Weise aneignen, um die Welt, in der sie leben, zu ordnen und zu deuten. Dass diese aufgrund unterschiedlicher Faktoren die Texte anders interpretieren können als die Forscher, macht die Arbeit mit Massenmedien nicht einfacher, dafür aber spannend.

<sup>67</sup> Zur historischen Zeitschriftenforschung vgl. Rudolf Stöber: Historische Zeitschriftenforschung heute. In: Vogel/Holtz-Bacha (Hg.) 2002, wie Anm. 20, S. 42-59.

## Berichte und Mitteilungen

### Vom Datenschungel zur virtuellen Kulturlandschaft.

Eindrücke der Fachtagung „Digitales Kulturerbe: Museen virtuell? – Verfügbarkeit des Kulturerbes in der Informationsgesellschaft“ im Haus der IHK Kiel vom 5. bis 6. September 2005

*Carsten Drieschner*

Im Verlauf des vergangenen Jahrzehnts ist das Internet zu einem der populärsten Informationsmedien mit einer nicht zu unterschätzenden ökonomischen Bedeutung herangewachsen. Auch aus kulturwissenschaftlicher und kulturpolitischer Sicht erhalten die sich dadurch ergebenden Perspektiven eine immer größer werdende Relevanz. Während für den erstgenannten Bereich das Internet schon jetzt die Arbeit mit Kultur und Geschichte einschneidend verändert hat, beweist dies im letzteren besonders die zunehmende Bedeutung der Definition von „Kulturstandorten“ als m.E. mitunter wiederauflebende Betonung des „kulturelles Erbes“ eines Ortes oder einer Region. Die Bemühungen um die Demokratisierung und Wertsteigerung des „Kulturerbes“ blieben allerdings bisher weithin vielen kleineren Initiativen, vor allem den Museen, selbst überlassen. Erst in jüngster Zeit werden ganzheitliche Verbundprojekte angestrebt, die neue Möglichkeiten der Dokumentation und Präsentation, aber auch der Vermarktung erschließen sollen.

Eine solche Initiative mit dem Ziel, „dieses Erbe mit den technischen Möglichkeiten der heutigen Informationsgesellschaft zu sichern und zu verbreiten und damit den Wert dieses Erbes und der ihn verwaltenden Institutionen zu steigern ...“<sup>1</sup>, ist „DigiCult Museen Schleswig-Holstein“, ein EU-gestütztes Pilotprojekt, das unter der Trägerschaft der Stadt Flensburg sowie mit Unterstützung der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel begründet wurde. Ferner sind das „Bildungsnetz“ sowie das „Kulturnetz“ Partner des Projekts. Beteiligt an der derzeitigen Entwicklungsphase sind neun feste sowie 11 assoziierte museale Einrichtungen des Landes. Nach der Devise „getrennt Erfassen – gemeinsam publizieren“ besteht ihre Aufgabe in erster Linie darin, ihre Inventare digital zu erfassen sowie ausgewählte Bestände nebst der Präsentation ihrer Einrichtung über das gemeinsame Verbundsystem, dem Internet-Portal der schleswig-holsteinischen Museen<sup>2</sup>, zugänglich zu machen. Erste Ergebnisse sind dort seit Anfang letzten Jahres zu sehen.

1 DigiCult Museen Schleswig-Holstein, Projekt, [www.digicult-sh.de](http://www.digicult-sh.de), 26.10.05.

2 Museen in Schleswig-Holstein, [www.museen-sh.de](http://www.museen-sh.de).

Neu ist dabei dieser Ansatz der EDV-gestützten Inventarisierung nicht. Doch in vielen, gerade kleineren Einrichtungen wollte bzw. konnte sich diese Umstellung bisher nicht völlig durchsetzen. Ursachen dafür waren hauptsächlich kostenintensive, komplizierte und zudem lange Zeit noch technisch unzureichende Soft- und Hardwarelösungen sowie nicht zuletzt die angesichts des Zeitaufwands mangelnden personellen Kapazitäten. Eine mit dem Projektverlauf entstehende einheitliche und damit deutlich effektivere sowie kostengünstigere Software soll nun den Verbundmitgliedern diese Aufgabe erleichtern und damit den „Paradigmenwechsel“ vom immer noch gültigen Karteikartensystem zur digitalen Archivierung vorantreiben. Zudem soll dadurch der unkomplizierte Austausch der Daten sowie ihre problemlose Weiterverwertung für die fokussierten wissenschaftlichen und repräsentativen Zwecke gewährleistet werden.

Im europäischen Rahmen ist die schleswig-holsteinische DigiCult-Initiative mit ihrer Aufgabe keineswegs singulär. Dies bot den Anlass, im Rahmen einer Tagung über den Entwicklungsstand der verschiedenen Projekte zu informieren sowie projektübergreifend aktuelle Fragen der digitalen Erfassung, Sicherung und Präsentation des in den Museen bewahrten Kulturerbes zu erläutern. Vertieft wurden die Themen der Tagung zudem in zwei Workshops über „Bildigitalisierung und Publikationsstrategien“ sowie zum Thema „Digitale Kultur und Tourismus“. Verantwortlich für die Organisation der Tagung zeichneten das Projekt „DigiCult Museen Schleswig-Holstein“ sowie der schleswig-holsteinische Museumsverband. Geladen waren 26 Referenten vergleichbarer Verbund- und Digitalisierungsprojekte aus Deutschland, Österreich und Italien, ferner Vertreter der Tourismuswissenschaft und Tourismuswirtschaft sowie Institutionen wie das Berliner Institut für Museumskunde, die die Digitalisierungsprojekte auf nationaler Ebene begleiten.

Im Mittelpunkt der Tagung blieb aber stets das schleswig-holsteinische Beispiel, dessen Forschungs- und Entwicklungsstand vorgestellt wurde und damit den Aufhänger für die weiterhin behandelten Themenbereiche bildete. Anhand ihrer ungeahnten Bandbreite wurde dabei schnell deutlich, dass sich nicht nur dieses Projekt zur Zeit noch weniger mit den Möglichkeiten, als mit allgemeinen wie bereichsspezifischen Problemstellungen, man könnte sagen „Kinderkrankheiten“, konfrontiert sieht. Dabei geht es nicht nur um die Schwierigkeiten der organisatorischen und technischen Realisierung. Kopfzerbrechen bereitet vor allem die Frage der Umsetzbarkeit der zu berücksichtigenden EU-Empfehlungen für Digitalisierungsprojekte, deren Inhalte ebenfalls in mehreren Tagungsbeiträgen diskutiert wurden. Entstanden sind diese Empfehlungen innerhalb des Projekts MINERVA, das als europaweite Initiative aus Vertretern relevanter Ministerien sowie staatlichen Kulturinstitutionen Ansätze zur Digitalisierung von Kulturerbe entwickelt hat. Die dadurch

entstandenen Qualitätsprinzipien hochwertiger Webseiten aus dem Kulturbereich sowie Qualitätssicherung und „Good Practice“ beim digitalen Sammlungsmanagement gestalten sich dabei nicht selten als umfangreiche Maßnahmenkataloge, die nicht nur in Fragen der Digitalisierung deutlich von der bisherigen Museumspraxis abweichen, sondern angesichts der damit verbundenen Anforderungen den ökonomischen Rahmen vieler Einrichtungen sprengen. Ein Beispiel dafür konnte Eva Fuhry von der Medizin- und Pharmaziehistorischen Sammlung der Universität Kiel liefern. Sie zeigte eindrucksvoll auf, welche Fragen und Probleme sich bei einer Umsetzung unter eingeschränkten finanziellen und personellen Bedingungen, zudem mit den Tücken einer noch nicht voll entwickelten Software, ergeben können.

Bleibende Eindrücke hat auch der Workshop „Digitale Kultur und Tourismus“ hinterlassen. Als Kontrast widmete sich die Tagung damit ebenso Fragestellungen, die die zunehmende Bedeutung der digitalen Zugänglichkeit von Kultur im Hinblick auf die „Endverbraucher“, dass heißt vor allem hinsichtlich des gerade in Schleswig-Holstein stark angeschlagenen Tourismus betreffen. Denn dass gerade die Nutzung der neuen Medien vermehrt auch zur Aufgabe gehöre, in Sachen Popularität die Zukunftsfähigkeit der musealen Einrichtungen zu sichern, wie Prof. Dr. Jörn-Henning Wolf, Vorsitzender des Museumsverbandes Schleswig-Holstein, als Moderator des Workshops feststellte, daran kann nicht mehr zu zweifeln sein.

Aber auch hier ließen sich bisher keine eindeutigen Allheilmittel bzw. Lösungswege erschließen. Einige der gezeigten Beispiele dürften jedenfalls nicht zuletzt ob ihrer Kostenintensität keine Schule machen. So stellte etwa Prof. Dr. Ulrich Schulte-Wülwer, Leiter des Museumsberges Flensburg, als Beispiel multimedialer Unterstützung und touristischer Werbung für die Museen eine im Rahmen von „DigiCult“ produzierte DVD sowie zwei Kinotrailer zum Museum vor. Solche Promotion-Maßnahmen, darauf wies auch Schulte-Wülwer hin, hätten allerdings keinerlei Chance, eine wirksame Maßnahme zur Besuchermaximierung zu sein. Besonders in diesem Fall handelte es sich lediglich um ein Experiment zur Möglichkeit, mit Hilfe moderner Informations- und Kommunikationsmittel dem u.a. verstaubten Image der Museen entgegenzuwirken sowie Touristen und Einheimische für das Kulturerbe Schleswig-Holsteins zu sensibilisieren.

Ferner führte der Workshop auf dieser Ebene indirekt auch in die Tiefen kulturpolitisch-ideologischer Grundsatzdiskussionen, d.h. zur Frage, wie überhaupt Begrifflichkeiten wie „Kultur“ und „kulturelles Erbe“ inhaltlich zu definieren sind. Verdeutlicht wurde diese Problematik vor allem durch zwei Beiträge, die angesichts ihrer an der Bedeutung des Kulturtourismus angewandten Interpretationen und Wertigkeiten kontrastreicher nicht hätten sein können: Während Dr. Mathias Feige, Tourismusforscher und Geschäftsführer der dwif-Consulting Berlin, im Rahmen des Themas „Kultur-

tourismus in Europa – Anforderungen an Information und Kommunikation“ den Stellenwert des Kulturtourismus noch immer als nur kleines und allenfalls in Verbindung zu Erlebnisangeboten relevantes Segment betrachtete, präsentierte Armin Dellnitz von der Tourismusagentur Schleswig-Holstein (TASH) anhand derzeitiger Marketing-Strategien ein touristisches Profil, das unlängst auch ausgewiesene Erlebniseinrichtungen wie den Hansa-Park in den Stand hervorzuhebender kultureller Einrichtungen des Landes erhebt. Der – allerdings nur unterschwellig – geäußerte Vorschlag, die Museen sollten sich diesem Charakter, z.B. vermehrt durch Sonderaktionen außerhalb ihrer Stammhäuser (also vor Ort in den Tourismuszentren), anschließen, schien jedenfalls nicht nur beim Autor dieses Berichts einen verstörenden Eindruck hinterlassen zu haben.

Im Fazit waren es besonders solche Aspekte des virtuellen Kulturlandschaftsbaus, die die Tagung zu einem lohnenswerten und auch aus volkskundlicher Sicht alles andere als uninteressanten Ereignis machten: 1. Da Vermittlungs- und Kommunikationsformen der modernen Informationsgesellschaft selbst zu den Interessenschwerpunkten volkskundlicher Forschungen zählen, 2. weil die Volkskunde im weiten Sinne mit zu den „Produzenten“ vermittelbarer kultureller Inhalte gehört und 3. somit die Mitarbeit an DigiCult-Projekten in und außerhalb der Museen zukünftig verstärkt mit zu den potentiellen kulturwissenschaftlichen Tätigkeitsfeldern gehören könnte.

Was den letzten Punkt angeht, ist allerdings gerade beim schleswig-holsteinischen Digitalisierungsprojekt vor allzu viel Optimismus zu warnen, denn im Endeffekt wird der Erfolg von „DigiCult Museen Schleswig-Holstein“ noch vor Bewältigung konzeptioneller und technischer Probleme vor allem von einer längerfristigen Finanzierung abhängig sein. Und gerade daran krankt das Projekt: Die EU-Mittel-Förderung läuft Ende April 2006 aus. Und dass die bis dahin auf drei Jahre befristete Entwicklungszeit deutlich zu kurz gegriffen ist, machten nicht zuletzt die Referenten parallel laufender Digitalisierungsprojekte deutlich. Nach deren Erfahrungen sind mittlerweile zehn Jahre als realistischer Bezugsrahmen zu veranschlagen. An die erforderlichen Kapazitäten für den laufenden Betrieb eines solchen Verbundsystems in der Zeit danach ist dabei noch gar nicht gedacht, wenn weiterhin die Beratung und Fortbildung der angeschlossenen Einrichtungen, die Softwareweiterentwicklung sowie Datenbank- und Serverbetreuung fortgeführt werden müssen.

Die Abschlussdiskussion zum Thema der Nachhaltigkeit und Dauerhaftigkeit der DigiCult-Projekte, zu der auch der Museumsreferent der Kulturabteilung der Staatskanzlei Dr. Helmut Sydow auf dem Podium Platz genommen hatte, konnte diese Krisensituation nicht verbergen. Denn eine mittelfristige Absicherung will oder kann dem Projekt von Seiten der Landesregierung Schleswig-Holsteins zur Zeit (noch) nicht

zugesichert werden. Die Betonung der herausragenden Rolle, die man der schleswig-holsteinischen Initiative mittlerweile auch international bescheinigt, Appelle an die Verantwortlichkeit der Landesregierung für Kultur und Bildung sowie die Forderung einer stärkeren Anbindung des Projekts an die Universität oder Fachhochschule Kiel suggerierten angesichts leerer Landeskassen und Haushaltssperre eher symbolischen Charakter. Und somit ist die Gefahr groß, dass das, was hier als Fundament einer digitalen Kulturlandschaft begonnen wurde, als weitere virtuelle Ruine im Datensdchungel endet.

### Schriftenreihe

#### der Gesellschaft für Volkskunde in Schleswig-Holstein e.V.

Die Schriften der GVSH sind über den Buchhandel zu beziehen. Bestellungen zu Sonderpreisen für Mitglieder nur über die Geschäftsführung.

Band 1: Strukturwandel auf dem Land. Beiträge der Herbsttagung 1994 der GVSH. 90 S. ISBN 3-928326-09-0. 1995. 15,80 €.

Band 2: Handwerk in Schleswig-Holstein 1900 bis heute. Katalog der Wanderausstellung der GVSH. Mit einer Einf. v. Doris Tillmann. 93 S. mit 43 Abb. ISBN 3-928326-17-1. 1997. 10,80 €.

Band 3: Gebaute Welten. Beiträge der Herbsttagung 1996 der GVSH. 106 S. mit 31 Abb. ISBN 3-928326-18-x. 1997. 15,80 €.

Band 4: Maritime Volkskultur. Beiträge der Herbsttagung 1997 der GVSH. 132 S. mit 48 Abb. ISBN 3-928326-19-8. 1999. 15,80 €.

Band 5: Heimat versus Region? Beiträge der Herbsttagung 1999 der GVSH. 85 S. mit 18 Abb. ISBN 3-928326-34-1. 2001. 15,80 €.

Band 6: Reinhard Goltz / Nils Hansen / Stefanie Hose: Maritime Bibliographie Schleswig-Holsteins. 197 S. ISBN 3-928326-36-8. 2002. 25,80 €.

## Kunst und Geschichte vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Volontariat im Kulturforum Burgkloster zu Lübeck

*Nina Jakubczyk*

Fast jeder Lübeckbesucher hat schon einmal das Holstentor, die Marienkirche oder den Marktplatz besichtigt oder kennt die Sammlungen im St. Annen-Museum mit mittelalterlichen Altären, Möbeln und anderen Objekten als Zeugnisse Lübecker Kunst und Kultur. Vielen ist vermutlich auch noch das Behnhaus/Drägerhaus in der Königsstraße bekannt, das sich neben der Präsentation bürgerlicher Kultur des 19. Jahrhunderts in den letzten Jahren mit großen Ausstellungen zu Edvard Munch oder Caspar David Friedrich einen Namen gemacht hat, oder das Buddenbrookhaus in der Mengstraße, das sich dem Leben und Werk von Thomas Mann widmet. Wenn eine Stadt wie Lübeck so reich mit Kulturdenkmälern und Museen beschenkt ist, dann bleibt es nicht aus, dass einige der kulturellen Einrichtungen bzw. historischen Gebäude aufgrund der Vielzahl an Sehenswürdigkeiten weniger deutlich wahrgenommen werden. Die Ursache begründet sich jedoch nicht darin, dass es hierbei an historischer Bedeutung oder konzeptionell schlüssigen Strukturen und Konzeptionen fehlt, sondern dass sie meist ein wenig abseits der in Reiseführern vorgeschlagenen Touristenrouten liegen.

In dieser Situation befindet sich auch das Kulturforum Burgkloster. Es liegt ein wenig versteckt am Rande der Altstadtinsel in der Nähe des Burgtors und des Heiligen-Geist-Hospitals. Es zählt zu den bedeutendsten mittelalterlichen Klosteranlagen Norddeutschlands und hat seinen Ursprung im 13. Jahrhundert. Erhalten sind heute von dieser Anlage noch die mittelalterlichen Klausurräume im Erdgeschoss, drei Seitenkapellen der ehemaligen Klosterkirche und zwei Kellergewölbe.

Ab 1229 hatten Dominikanermönche in Lübeck ihr Kloster im Bereich einer früheren dänischen Burganlage errichtet, die strategisch günstig am Rande des Stadthügels lag. Aus Dankbarkeit über den erfolgreichen Ausgang der Schlacht bei Bornhöved gegen die Dänen im Jahr 1227 hatten Lübecker Bürger das Burgareal schleifen lassen und der heiligen Maria Magdalena zu Ehren ein Kloster gestiftet. Sie war die Schutzpatronin und Namensgeberin des Klosters, doch im Volksmund wird das weitläufige Gebäude in Erinnerung an die frühere Burg immer noch „Burgkloster“ genannt. Der große Brand von 1276 vernichtete Lübeck bis auf 1.000 Häuser und verschonte vom Dominikanerkloster nur die zehn Joche der so genannten „Langen Halle“, dem „Sommerrefektorium“, das den Nordflügel der Klosteranlage bildet.



Die Wiederauf- und Umbauarbeiten am Kloster erstreckten sich danach bis in die Mitte des 15. Jahrhunderts. Der um einen quadratischen Innenhof führende Kreuzgang wurde in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts errichtet und bildet - wie in vielen Klöstern - den Mittelpunkt der Anlage. 2006 wird in dem vom Kreuzgang umgebenen Innenhof ein nach mittelalterlichen Vorbildern gestalteter Kräuter- und Heilpflanzengarten angelegt werden. Die Qualität der mittelalterlichen Architektur wird im Inneren in den schön gewölbten Sälen des frühen 15. Jahrhunderts rings um den Kreuzgang sichtbar. Den Besuchern bieten sich vielfältige mittelalterliche Ausstattungsreste wie herausragende Beispiele plastischen Bauschmucks bei Konsolen und Schlusssteinen oder, sofern freigelegt, farbenprächtige Wand- und Deckenmalereien.

Nach der Reformation wurde das Kloster säkularisiert und zum Armenhaus umgewidmet. In der alten Klosterkirche fanden noch bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts evangelische Gottesdienste statt. 1818/19 musste sie jedoch wegen Baufälligkeit abgerissen werden. Am Ende des 19. Jahrhunderts wurden die ehemaligen Wirtschaftsgebäude, zu denen auch ein Brauhaus gehört hatte, und das Obergeschoss des Klosters dem Bau eines Gerichtsgebäudes mit Untersuchungsgefängnis geopfert. Während des „Dritten Reiches“ war das Burgkloster durch die Inhaftierung und Verurteilung von Juden, von politischen und religiösen Gegnern des Regimes - wie der vier Lübecker Geistlichen, die 1943 hingerichtet wurden - Schauplatz nationalsozialistischen Unrechts. Somit ist das Burgkloster ein Denkmal sowohl für das Mittelalter als auch für die jüngere Geschichte.

Seit Beendigung der Restaurierungsarbeiten durch das Land Schleswig-Holstein im Jahr 1992 dient das Kulturforum Burgkloster der Hansestadt Lübeck als kulturelles Zentrum. Es ist ein Ort der Auseinandersetzung mit bildender Kunst und Kulturgeschichte, mit der Archäologie, der Geschichte der Hanse und des Ostseeraums und mit Zeit- und Regionalgeschichte. Mit seinem großzügigen Raumangebot bietet das Kulturforum die Möglichkeit, vier bis fünf Ausstellungen parallel zu zeigen. Jährlich werden etwa zwölf Ausstellungen umgesetzt. Das Burgkloster initiiert viele Veranstaltungen wie Vorträge und Konzerte und stellt seine Räumlichkeiten auch für Fremdveranstalter zur Verfügung. Neben den wechselnden Ausstellungen werden drei ständige Ausstellungen präsentiert. Die Fotodokumentation mit dem Titel „... dahin wie ein Schatten“ - Aspekte jüdischen Lebens in Lübeck im ehemaligen Schöffengerichtssaal berichtet über die Schicksale jüdischer Menschen in Lübeck. In einem der historischen Kellergewölbe informiert die Dauerausstellung „Pfeffer & Tuch für Mark & Dukaten - Der Schatz des Hansekaufmanns“ über einen Münzschatz, der 1984 in der Lübecker Innenstadt gefunden wurde. Gleichzeitig informiert sie über den Handel der einst mächtigen Hanse, über den Geldverkehr

und die Entwicklung des Münzwesens seit fast 1000 Jahren. Im Sommer 2005 wurde in einem Nebenflügel des ehemaligen Klosters, in dem so genannten „Beichthaus“, ein Museum für mittelalterliche Archäologie eröffnet. Anhand zahlreicher Fundstücke, die jahrzehntelang in den Magazinen der Lübecker Archäologen verborgen waren, wird auf drei Ebenen mittelalterliches Leben in Lübeck präsentiert. Neben dem Mittelalter, in dem Lübeck als Königin der Hanse auf dem Höhepunkt seiner Macht war, bietet die Ausstellung auch Einblick in die frühen Epochen wie die Stein- oder Bronzezeit. Dioramen, Modelle und eine inszenierte Grabungsstelle runden die Ausstellung im Beichthaus ab. Konzipiert wurde diese ständige Dokumentation vom Bereich Archäologie der Hansestadt Lübeck. Aufgrund dieses musealen Zuwachses trägt das Haus heute den Namen Kulturforum Burgkloster und Museum für Archäologie.

Um den mit so vielen Ausstellungs- und Veranstaltungsaktivitäten verbundenen Organisationsaufwand bewerkstelligen zu können, wurde im Jahr 2000 zum ersten Mal eine Volontariatsstelle im Kulturforum Burgkloster ins Leben gerufen, die 2002 erneut frei wurde. Das angebotene Volontariat sollte wie üblich zwei Jahre dauern, setzte jedoch, was weniger üblich war, keine Promotion voraus. Ich hatte in Kiel Kunstgeschichte im Hauptfach und in den Nebenfächern Volkskunde und Romanistik studiert und war hocheifrig, mit meinem Magisterabschluss Ende 2002 das Volontariat antreten zu können.

Das Kulturforum Burgkloster verfügt über einen relativ kleinen Mitarbeiterstab, und so bekam ich während meines Volontariates die Möglichkeit, in sehr vielen Aufgabenbereichen mitzuarbeiten. Zu meinen Hauptaufgaben gehörte die Presse- und Öffentlichkeitsarbeit. Dies beinhaltete das Verfassen von Presstexten zu den Ausstellungen und Veranstaltungen des Hauses und deren Weiterleiten an die regionale Presse. Auch das Erstellen eines monatlichen Programmflyers gehörte dazu.

Eine weitere besonders spannende Facette meiner Arbeit stellte der Bereich Museumspädagogik dar. Dieser war bis dahin auf Führungen durch die historischen Räume und durch die Ausstellung zum Münzschatz beschränkt, die von Ehrenamtlichen des Fördervereins wahrgenommen wurden. Um auch Kindern interessante Programme anbieten zu können, entwickelte ich eine „Burgkloster-Rallye“ und den Workshop „Schreiben und Siegeln hinter Klostermauern“. Gerade in der Zusammenarbeit mit Kindern gibt es einen sehr unmittelbaren Kontakt zum Publikum, durch den die eigene Arbeit auf eine sinnfällige und fröhliche Art und Weise Bestätigung findet. Und es ist besonders schön, dort ein positives Feedback zu bekommen, wo man viel Arbeit und Mühe investiert hat.

Zu einigen Ausstellungen konzipierte ich Führungen und bot diese für Kinder- und Erwachsenengruppen an. Mein Schwerpunkt bei der Ausstellungsgestaltung

lag in der Betreuung der Kunstausstellungen, wobei zeitgenössische Gruppen- oder Einzelausstellungen überwogen. Insbesondere die persönliche Zusammenarbeit mit Künstlern war eine sehr intensive und auch lehrreiche Erfahrung.

Neben der Recherche für Ausstellungstexte umfassten meine Aufgaben auch ganz praktische Tätigkeiten, wie das Erstellen und Anbringen von Bildunterschriften, die Ermittlung von Ausleihe- und Versicherungsbedingungen oder die Überwachung des Transportes bzw. der Hängung von Exponaten.

Eines der umfangreichsten Projekte während meines Volontariates war sicherlich die Erstellung eines „Audio-Guide-Systems“, eines akustischen Rundgangs durch die historischen Räume des Burgklosters. Dazu gehörte die Erarbeitung einer Textvorlage, die ins Englische und Italienische übersetzt und in einem Lübecker Tonstudio aufgenommen wurde. Der Datenträger ist ein Minicomputer, ein PDA, der kostenlos an der Kasse ausgeliehen werden kann.

Besonders interessant war es für mich zudem, mit den „Lübecker Museumsnächten“, der Veranstaltungsreihe „Zeit des Erinnerns – für die Zukunft“ oder einem Programm zum „Tag des offenen Denkmals“ an Projekten beteiligt gewesen zu sein, die sich nicht nur auf ein Haus beschränkten, und dort zu erfahren, was bei der Organisation und Koordination verschiedener Institutionen zu beachten ist.

Nach Ablauf meines zweijährigen Volontariates im Kulturforum Burgkloster in Lübeck wurde dieses um ein weiteres Jahr verlängert. Leider wird diese Stelle von der Hansestadt Lübeck, die ab 2006 ihre Museen in eine Stiftung überführen wird, kein weiteres Mal angeboten. Ein Volontariat kann einen intensiven Einblick in die Kulturarbeit bieten. Und es ist wichtig, dass den Studienabsolventen berufliche Praxis näher gebracht wird, schade ist nur, dass es in der jetzigen Zeit leider keinen ausbaufähigen Berufseinstieg ermöglicht, da alle in Frage kommenden Stellen durch neue Volontariate besetzt oder komplett gestrichen werden.

## Mitgliederversammlung der GVSH am 11. Juni 2005 im Volkskunde Museum Schleswig

*Stefanie Janssen*

Am 11. Juni 2005 fand die ordentliche Mitgliederversammlung der Gesellschaft für Volkskunde in Schleswig-Holstein im Volkskunde Museum auf dem Hesterberg in Schleswig statt. Vor Beginn der Mitgliederversammlung bestand die Gelegenheit, die Ausstellung und die Magazinräume des Volkskunde Museums „Auf dem Hesterberg“, durch die Guntram Turkowski führte, anzusehen.

An der Versammlung im Museumscafé nahmen 20 Mitglieder teil. Zum Zeitpunkt der Mitgliederversammlung gehörten der Gesellschaft 150 Mitglieder an. Im Berichtszeitraum sind drei Mitglieder ausgetreten, sechs Mitglieder neu eingetreten; drei Mitglieder wurden wegen seit längerer Zeit fehlender Adressen und Mitgliedsbeiträge gestrichen.

Seit der letzten Mitgliederversammlung fanden zwei Veranstaltungen des „Museumsforums“ statt: im Juli 2004 im Freilichtmuseum Molfsee unter der Führung von Astrid Paulsen und im November 2004 im Warleberger Hof in Kiel unter der Leitung von Doris Tillmann. Ähnlich wie im Vorjahr wurden auch diese beiden Veranstaltungen von kleineren Teilnehmergruppen besucht, was eine intensive Auseinandersetzung mit den jeweiligen Sonderausstellungen ermöglichte. Diese Veranstaltungsreihe soll unbedingt fortgeführt werden, auch wenn auf der Mitgliederversammlung noch keine aktuellen neuen Angebote gemacht wurden. Als neues Projekt ist eine Vortragsreihe im Warleberger Hof in Kiel in Planung. Die Mitglieder werden gebeten, Vorschläge für Themen und Referenten vorzulegen.

Im November 2004 fand die jährliche Exkursion der GVSH statt. Die Teilnehmer besuchten den Museumsberg in Flensburg und die dortigen volkskundlichen Sammlungen. Für den Herbst dieses Jahres ist eine Exkursion nach Lübeck geplant, um die umstrittene Neukonzeption des Holstentores zu begutachten.

Seit der letzten Mitgliederversammlung ist die Ausgabe Nr. 28 der TOP im Dezember 2004 erschienen, Nr. 29 ist Anfang Juli 2005 herausgekommen.

Die Fortführung der Schriftenreihe der GVSH konnte in der Zwischenzeit konkretisiert werden. Als nächster Band wird die Magisterarbeit von Carsten Sobik in die Schriftenreihe aufgenommen; die Finanzierung wird von der GVSH mit einem Zuschuss unterstützt.

Turnusgemäß stand die Wahl für den zweiten Vorsitz der GVSH an. Nils Hansen kandidierte ein weiteres Mal für diese Position und wurde einstimmig gewählt. Nach

dem Wegzug der Geschäftsführerin Nina Hennig zum Jahresende 2004, übernahm Stefanie Janssen kommissarisch die Geschäftsführung, so dass diese Position erneut zur Wahl stand. Stefanie Janssen war bereit, die Nachfolge von Nina Hennig anzutreten; sie wurde einstimmig gewählt. Zur Wahl stand weiterhin der komplette Beirat. Dörte Anton, Konrad Grunsky und Nina Hennig werden dem Beirat zukünftig nicht mehr angehören. An ihrer Stelle wurden Nina Jeben als studentische Vertreterin, Katja Nawroth und Melanie Zühlke vorgeschlagen. Der neue Beirat wurde einstimmig gewählt. Nils Hansen dankte Konrad Grunsky ganz besonders für seine fünfzehnjährige konstruktive Mitarbeit im Beirat der GVSH. Da Michael Schimek nicht mehr als Kassenprüfer zur Verfügung steht, wurde Maj-Britt Jönsson als Kassenprüferin vorgeschlagen und in Abwesenheit einstimmig gewählt.

Die im vergangenen Jahr beschlossene und inzwischen umgesetzte Erhöhung des Mitgliedsbeitrages ist ohne Beschwerden von Seiten der Mitglieder akzeptiert worden.

Zur leichteren und vor allem **schnelleren Information** aller Mitglieder der GVSH, zum Beispiel über Exkursions- oder Museumsforums-Termine, bitten wir alle Mitglieder, die über eine **E-Mail-Adresse** verfügen, diese der **Geschäftsführung der GVSH mitzuteilen**.

Vielen Dank!

## publikum.macht.kultur.

Kultur zwischen Angebots- und Nachfrageorientierung  
Dritter Kulturpolitischer Bundeskongress  
Berlin, 23./24. Juni 2005

*Katja Stark*

Kunst und Kultur braucht Publikum. Aber wer ist dieses Publikum? Wer nutzt die vielfältigen kulturellen Angebote und vor allem wer nicht und warum nicht? Was bedeuten die demografischen Trends für Kunst und Kultur? Welches Kulturmarketing wird benötigt und welchen Publikumsansprüchen muss eine zeitgemäße Kulturpolitik gerecht werden?

Publikumsforschung, Kulturmarketing und die Rolle der Kulturpolitik waren die zentralen Themen, mit denen sich etwa 500 Kulturschaffende, Kulturmanager, Kulturpolitiker und Journalisten zwei Tage lang auf dem Dritten Kulturpolitischen Kongress beschäftigten.<sup>1</sup> Die Kulturpolitische Gesellschaft und die Bundeszentrale für politische Bildung hatten zu Gesprächsrunden, Vorträgen und Diskussionen in die Friedrich-Ebert-Stiftung, die Nordrhein-Westfälische Landesvertretung und die Akademie der Konrad-Adenauer-Stiftung in Berlin eingeladen. Ergänzt wurde das umfangreiche Tagungsprogramm durch zehn unterschiedlich ausgerichtete Foren, in denen Konzepte der Besucher- und Nutzerorientierung sowie der Aktivierung kultureller Teilhabe diskutiert wurden.

Es sollte die Erkenntnis geweckt werden, dass die Kultureinrichtungen allen gehören, nannte Kulturstaatsministerin Dr. Christina Weiss in ihrer Eröffnungsrede als das zentrale Ziel. „Das Schlagwort für die Zukunft heißt: Kultur durch alle“<sup>2</sup> und betonte die Notwendigkeit einer Welle bürgerschaftlichen Engagements. Damit knüpfte sie an Hilmar Hoffmanns Formulierung „Kultur für alle“ an.<sup>3</sup> Die damit verknüpften damaligen Forderungen nach dem Abbau zeitlicher, ritueller und finanzieller Restriktionen seien heute umgesetzt und dennoch erreiche man nicht alle. Die Menschen davon zu überzeugen, die Kultureinrichtungen in Besitz zu nehmen, bedürfe neuer Strategien. Es gälte, trickreicher zu locken, zu vermitteln und zu verführen.

<sup>1</sup> Ein Tagungsband soll Ende 2005 erscheinen.

<sup>2</sup> Rede zur Eröffnung des Bundeskongresses „publikum.macht.kultur.“

<sup>3</sup> Vgl. Hilmar Hoffmann: Kultur für alle. Perspektiven und Modelle. Frankfurt 1979.

Auch Dr. Birgit Mandel<sup>4</sup> betonte die Dringlichkeit, neue Anreizstrategien zu entwickeln; als Voraussetzung sieht sie die genauere Kenntnis der potentiellen Kulturnutzer. So führte sie vier zentrale Motive für die Nutzung von kulturellen Angeboten an, die es in Zukunft stärker zu berücksichtigen gilt: 1. Entspannung und Unterhaltung, 2. Ablenken vom Alltag, 3. soziale Bedürfnisse wie Geselligkeit und neue Leute kennen zu lernen und 4. ein Distinktionsbedürfnis. Die Politik und die Institutionen müssten verstärkt auf das potentielle Publikum zugehen, nicht umgekehrt. Kulturangebote sollten mobiler werden und mehr im alltäglichen Umfeld arbeiten. Es gälte, neue Kommunikationsformen zu nutzen, die auch einen neuen Blick ermöglichen.

Besucheranalysen machen es deutlich, dass fünfzig Prozent der Deutschen durch kulturelle Angebote erreicht werden. Die andere Hälfte nicht.

Die Strategien der Besucherorientierung müssen alle Ebenen einer kulturellen Institution durchziehen, betonte Dr. Cornelia Ewigleben<sup>5</sup>. Besucherorientierung beginne im Kopf. Ewigleben leitete von 2000 bis 2005 das Historische Museum der Pfalz, in dem besonderer Wert auf die besucherorientierte Vermittlungsarbeit gelegt wird und das mit der Integration eines Kindermuseums große Erfolge verbuchte.

Wie aber sieht das potentielle Publikum von morgen aus? Neben Zukunftsforscher Prof. Dr. Horst W. Opaschowski<sup>6</sup> stellte Prof. Dr. Felizitas Romeiß-Stracke<sup>7</sup> die Ergebnisse ihrer Trendanalysen vor und zeigte auf, dass sich die derzeitige Gesellschaft in einer Übergangszeit zwischen der Spaßgesellschaft, die spätestens seit dem 11.09.2001 nicht mehr länger vorherrschend ist und einer Sinngesellschaft befände. Für die kommenden zehn Jahre prognostizierte sie eine Parallelität beider Formen. Dabei nannte sie als wesentliche Triebkraft neben soziologischen, ökonomischen, technologischen und ökologischen Vorgaben den Wertewandel sowie die Individualisierung, die eine Notwendigkeit mit sich bringe, sich kontinuierlich weiterzuentwickeln. Sinnorientierung würde zu einem wesentlichen Gut. Die Bewegung zur Sinngesellschaft bedeutete gleichzeitig den Abschied von der Anspruchsgesellschaft, hin zum Eigenengagement. Hoch- und Breitenkultur könnten keine gegensätzlichen Bereiche mehr sein und Interaktivität werde eine zunehmend große Rolle spielen. Das gemeinsame kulturelle Erleben rücke in den Vordergrund. Dabei werde das Denken in Regionalbezügen stattfinden.

4 Kulturmanagerin mit Schwerpunkten Kultur-PR, Kulturmarketing sowie Kultur und Arbeitsmarkt.

5 Seit April 2005 ist sie Direktorin des Württembergischen Landesmuseums Stuttgart.

6 Zukunftswissenschaftler und Politikberater. Leiter des BAT Freizeit-Forschungsinstituts Hamburg.

7 Dipl. Soziologin und Stadtplanerin. Dozentin für Freizeit- und Tourismuswissenschaft in München sowie für Kulturtourismus in Bozen.

Fazit des Kongresses war, dass auch in Zukunft sicherlich nicht alle von kulturellen Angeboten erreicht werden könnten, dass es jedoch gilt, neue Strategien zu entwickeln und die Aktivierung der Nichtbesucher und -besucherinnen weiterhin als Herausforderung zu verstehen sei, wobei bürgerschaftliches Engagement zunehmend an Bedeutung gewinne. Zielgerichtete Erneuerungen von Strategien machen eine genaue Kenntnis des Publikums notwendig, so dass es auf dem lange vernachlässigten Sektor der Besucheranalyse starken Nachholbedarf gibt. Dabei seien vor allem auch die demografischen Studien einzubeziehen, die eine immer größere Relevanz erhielten. Es sei verstärkt sparten- und generationenübergreifend zu arbeiten und die neuen Medien als Vermittlungsinstanzen in Betracht zu ziehen.

Publikumsbildung heiße vor allem aber kulturelle Bildung, das Einbeziehen der Kinder und Jugendlichen von Anfang an. Die Notwendigkeit, Kinder kulturfähig zu machen, sei eine der kulturpolitischen Forderungen ersten Ranges. So sollte kulturelle Bildung bereits im Kindergarten, in den Grundschulen und in den Ganztagschulen eine wesentliche Rolle spielen.

## Kieler Kinderkulturbüro e.V. – Konzeption und Koordination interaktiver Ausstellungen für Kinder

Katja Stark

Mit der Wiedereröffnung des Museumsneubaus des Historischen Museums in Frankfurt 1972 nahm eines der ersten deutschen Kindermuseen als integraler Bestandteil des Museums seine Arbeit auf. Der Abbau von Schwellenängsten und die Schaffung eines neuen Geschichtsbewusstseins waren die vorrangigen Ziele der neuen Museumskonzeption. Das Frankfurter Museum formulierte seine Bildungsaufgabe und seinen -anspruch in einer bis dahin nicht gekannten Deutlichkeit.<sup>1</sup> Der damalige Frankfurter Kulturdezernent Hilmar Hoffmann unterstützte das Konzept „Es geht [...] um die längst fällige Aneignung des Museumsgutes in seiner neuen didaktischen Qualität als Bildungspotential zur Bildungsförderung, Bildung verstanden als Mittel der Selbstverwirklichung der Menschen aller Schichten der Bevölkerung“<sup>2</sup>. So sollten auch Kinder und Jugendliche durch eigens für sie erdachte Ausstellungen den Zugang zum Museum finden.

Die Idee des Kindermuseums bricht mit der Linie der europäischen Museumstradition, bei der vor allem die Sammlung den Kern eines Museums ausmacht. Sie folgt vielmehr amerikanischen Vorbildern, bei denen der Bildungsaspekt und die Besucherorientierung im Vordergrund stehen. Das weltweit erste Kindermuseum wurde bereits 1899 in New York gegründet. Erst noch sehr stark naturwissenschaftlich geprägt und an schulischen Inhalten orientiert, lösten sich die Kindermuseen zunehmend von konventionellen Methoden und konzipierten so genannte handson-Ausstellungen, die den selbstbestimmten und handlungsorientierten Umgang mit den Dingen ermöglichten.

Heute existieren in den USA über vierhundert dieser Einrichtungen, die sich speziell an den Bedürfnissen von Kindern orientieren und sich als „aktive Lernzentren“ verstehen. Auch in der Bundesrepublik hat sich in den letzten dreißig

1 „Es kommt vielmehr darauf an, dem Museumsbesucher Einsicht in historische und gesellschaftliche Zusammenhänge zu vermitteln, die Beziehungen der ausgestellten Gegenstände sowohl untereinander wie auch zu den gesellschaftlichen, politischen und kulturellen Erscheinungen der Gegenwart transparent zu machen und Erkenntnisse zu ermöglichen, die für den einzelnen wie für Gesellschaft zukunftsweisend ist.“; Detlef Hoffmann: Ein demokratisches Museum. Reaktionen. In: Detlef Hoffmann u. a. (Hg.), *Geschichte als öffentliches Ärgernis oder ein Museum für die demokratische Gesellschaft*. Gießen 1974, S. 17.

2 Hilmar Hoffmann: *Kultur für alle. Perspektiven und Modelle*. 2. Aufl., Frankfurt/Main 1981, S. 123.

Jahren eine vielfältige Kindermuseumslandschaft entfaltet. Zu unterscheiden sind feste und mobile Einrichtungen sowie Initiativen, die raumunabhängig im Laufe des Jahres verschiedene Ausstellungsprojekte anbieten. In der ersten Gründungsphase in den siebziger Jahren entstanden vor allem Kindermuseen in bestehenden kunst- und kulturhistorischen Museen, während in den achtziger Jahren vorwiegend mobile Kindermuseen ins Leben gerufen wurden. Ende der achtziger und Anfang der neunziger Jahre gründeten sich verstärkt Initiativen, die sich für die Entstehung eigenständiger Kindermuseen einsetzten. Seitdem nahm das Interesse an diesem Medium stetig zu, so dass heute in der Bundesrepublik und in zahlreichen anderen europäischen Ländern eine große Anzahl sehr unterschiedlicher Kindermuseen existieren. Darunter finden sich große Projekte wie das Kindermuseum „Zoom“ in Wien<sup>3</sup> und das im Dezember 2005 eröffnende Kindermuseum innerhalb des Dresdner Hygienemuseums<sup>4</sup>.

Bei allen Unterschieden besteht die Gemeinsamkeit aller Kindermuseen in der Absicht, ein zielgruppenorientiertes Angebot zu schaffen, das durch Selbsttätigkeit und Erfahrung im Umgang mit den ausgestellten Dingen Erkenntnisprozesse ermöglicht. Dabei bietet das Museum den Kindern Raum, sich mit einem Themenkomplex ausgiebig zu beschäftigen. Dieser kann einem naturwissenschaftlichen, künstlerischen oder kulturgeschichtlichen Zusammenhang entstammen. Die Erschließung des Themas erfolgt dabei oft durch einen interdisziplinären Zugang und die gewählten Themen weisen einen engen Bezug zur Lebens- und Erfahrungswelt der Kinder auf. Mit Hilfe von Inszenierungen, Installationen und Modellen erschließen sich Kinder entweder als Einzelpersonen, in der Schulgruppe oder in Begleitung von Erwachsenen unterschiedliche Ausstellungsinhalte durch das eigene Handeln.

Die Wahrnehmung von Kindern und das Verständnis von Kindheit haben sich in den letzten 30 Jahren gewandelt. Viele Wissenschaften haben in den vergangenen Jahren begonnen, sich verstärkt Fragen über Kinder und Kindheit zu stellen. In den siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts hatte man den Rückgang der Geburtenrate zur Kenntnis genommen, während in den achtziger Jahren die Auswirkungen der neu aufgekommenen Medien auf die Kinder diskutiert wurden. Die Dringlichkeit des Umdenkens jedoch, die durch die demografischen Entwicklungen und die sich wandelnden sozialen Strukturen sowie die scheinbare Auflösung der Grenzen zwischen Erwachsenen- und Kinderwelt erforderlich geworden ist, hat man erst im Zuge der veränderten Wirtschaftslage erfasst und formuliert. Mit der Veröffentlichung der Ergebnisse der PISA-Studie 2000 wurde in Deutschland ein breit angelegter wissenschaftlicher und gesellschaftlicher Diskurs über Werte und zukünftige Kompeten-

<sup>3</sup> Vgl. [www.kindermuseum.at](http://www.kindermuseum.at).

<sup>4</sup> Vgl. [www.dhmd.de](http://www.dhmd.de) (31.10.2005).

zen angeregt. Eine erneute „Bildungskrise“ wurde postuliert. Kindliche Defizite wurden benannt, denen neu definierte anzustrebende Fähigkeiten entgegengesetzt wurden.

Welche aber werden die wegweisenden Kompetenzen sein, die notwendig sind, um im 21. Jahrhundert zu bestehen? Ein großer Teil der Berufe, die die heutigen Kinder später einmal ausüben werden, basieren auf zukünftigen Erfindungen und Entwicklungen, die noch nicht getätigt wurden. Informationen werden durch das Internet schneller produzier-, verbreit- und nutzbar. Der Übergang zur digitalisierten Wissens- und Informationsgesellschaft erfordert den Erwerb neuer Lerntechniken. Kinder verbringen heute häufig Zeit mit audiovisuellen und interaktiven Angeboten. Daher wird der systematische Umgang mit und die Bewertung von komplexen Sachverhalten zur wesentlichen Voraussetzung, zukünftig gesellschaftliche Prozesse verantwortungsvoll und aktiv mitgestalten zu können. Selbstbildung und frühe Selbständigkeit bilden den Kern heutiger Erziehungsideale vieler Eltern und zwar in erster Linie um Kinder zu befähigen, sich ihrer eigenen Lebenspräferenzen zu vergewissern und diese argumentativ vertreten zu lernen. Damit haben sich auch die Ansprüche vieler Eltern an Schule und Freizeitangebote stark verändert. Parallel hierzu verschwimmen die Grenzen zwischen Arbeitszeit und Freizeit zunehmend. Dies beeinflusst die Gestaltung der freien Zeit, die sinnerfüllt zu nutzen ist und damit verstärkt der Selbstbildung verschrieben wird. Neben der schulischen Ausbildung haben einige Kinder die Möglichkeit, „Freizeitkarrieren“ aufzubauen, die anderen gegenüber klare Vorteile darstellen und ihre Auswirkung auf die Chancen am Arbeitsmarkt zeigen werden.

In dieser breit angelegten Wertediskussion hat die kulturelle Bildung von Kindern und Jugendlichen einen entscheidenden Platz eingenommen. Was andere europäische Länder bereits längst umgesetzt haben, muss sich in Deutschland erst noch entfalten und festigen. Kulturelle Bildung nimmt eine Schlüsselfunktion im 21. Jahrhundert ein. Das Lösen komplexer Probleme erfordert kreative, innovative Ansätze, die nur durch das Beschreiten neuer Denkwege ermöglicht werden. Gleichzeitig gilt es, neue Strategien zu entwickeln, Kultur erlebbar zu machen und dabei die Stärken der kulturellen Bildung zu nutzen. Kulturelle Bildung hilft, wesentliche Kompetenzen wie Teamfähigkeit und Kommunikationsfähigkeit zu entwickeln und durch Stärkung des Selbstvertrauens unterstützend auf den gesamten Entwicklungsprozess von Kindern und Jugendlichen einzuwirken.

Mit Hilfe der kulturellen Angebote von und für Kinder können Themen aufgegriffen werden, die die eigene Verortung im europäischen Raum aufgreifen. Das Bewusstsein dafür, im europäischen Kontext eingebettet zu sein, erweitert den Denkhorizont, fördert das Verständnis und die Toleranz für andere Kulturen, dehnt Handlungsfelder aus und bietet dadurch neue Perspektiven.

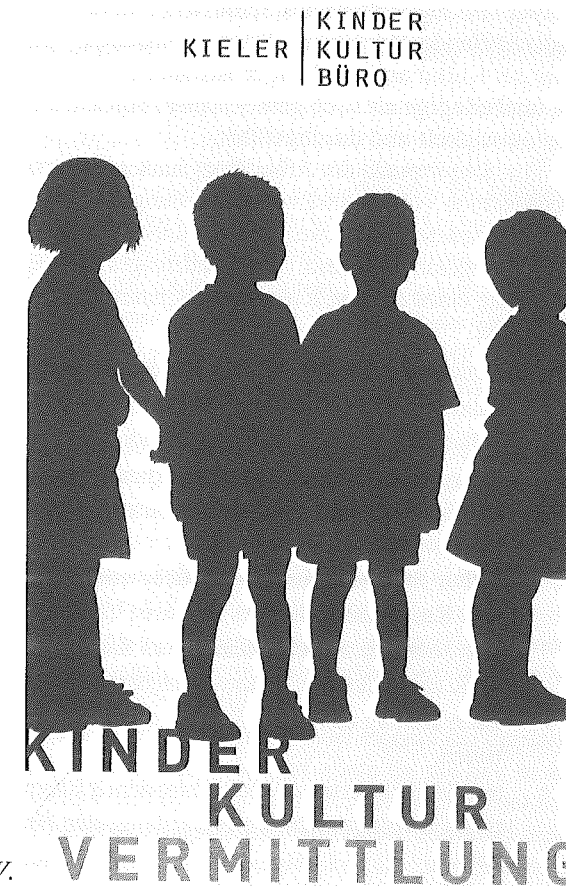


Abb. 1: Logo des  
Kieler Kinder-Kulturbüros e. V.

In der Überzeugung, dass große Chancen in der kulturellen Bildung von Kindern und Jugendlichen liegen, haben sich in Kiel Anfang 2005 Volkskundlerinnen, Pädagoginnen, Erzieherinnen und Erzieher sowie Kulturschaffende zusammengeschlossen und den gemeinnützigen Verein Kieler Kinderkulturbüro<sup>5</sup> gegründet, mit dem Ziel, spartenübergreifende kulturelle Projekte für Kinder und Jugendliche in Schleswig-Holstein zu initiieren. Vor allem in der Stadt Kiel sollen durch die Konzeption interdisziplinär angelegter Projekte ganz neuartige, interessante Möglichkeiten für

<sup>5</sup> Vgl. [www.kielerkinderkulturbuero.de](http://www.kielerkinderkulturbuero.de).

Kinder und Jugendliche aus Schleswig-Holstein, aber auch für Urlauberkinder aus anderen Bundesländern und Staaten entstehen, sich z.B. mit der Kultur der Region oder der Kultur anderer Länder auseinander zu setzen. Dabei werden sowohl eigene, unabhängige als auch gemeinsame Projekte mit den kooperierenden Institutionen entwickelt und durchgeführt.

Der Schwerpunkt der Arbeit liegt zunächst in erster Linie auf der Konzeption und Koordination von interaktiven Ausstellungsprojekten für Kinder, die von Tanz- oder Theaterprojekten, Musikworkshops, Filmvorführungen, Stadtteilerkundungen oder Lesungen eingerahmt werden. Ein mittelfristiges Ziel des Kieler Kinderkulturbüros ist die Gründung eines eigenen Kulturraumes, eines Kunst- und Ausstellungshauses für Kinder in Kiel.

Grundsätzliches Anliegen des Kieler Kinderkulturbüros e.V. ist

- Kindern und Jugendlichen Möglichkeiten zu bieten, die Freude am eigenen kulturellen und künstlerischen Handeln zu entfalten,
- den spielerischen und unterhaltsamen Zugang zum Theater, zur Architektur, zur Bildenden Kunst und den Museen, zu Opern-, Konzert- und Literaturhäusern zu unterstützen,
- Kultur für Kinder und Jugendliche erlebbar zu machen und dazu beizutragen, dass Kunst und Kultur ein Teil ihrer Identität darstellt,
- Kompetenzen zu vermitteln, die es Kindern und Jugendlichen ermöglicht, ihre Rolle als zukünftige Verantwortungsträger für Kultur mit Freude zu übernehmen,
- einen Beitrag zu leisten, Kinderfreundlichkeit als Standortfaktor in Kiel auszubauen,
- auf die veränderten Ansprüche moderner Eltern zu reagieren und weitere qualitativ hochwertige kulturelle Freizeitangebote für Kinder und Jugendliche anzubieten,
- ein historisches Bewusstsein zu wecken und durch aktuelle Bezüge einen verantwortungsbewussten Umgang miteinander, der Umwelt sowie den kulturellen Gütern zu fördern und
- Kinder und Jugendliche anzuregen, gesellschaftliche Prozesse verantwortungsvoll und aktiv mitzugestalten.

Das bedeutet im Einzelnen, dass alle Projekte des Kieler Kinderkulturbüros darauf ausgerichtet sind, mit kultureller Bildung Kinder und Jugendliche in ihrer Entwicklung zu fördern und zu stärken. Gleichzeitig kann ein Beitrag geleistet werden, die weitere Entfaltung der kulturellen Vielfalt in Schleswig-Holstein zu unterstützen.

## „Neue Besen kehren gut?“ Planungen für die Saison 2006 im Schleswiger Volkskunde Museum

*Guntram Turkowski*

Nachdem die seit August 2004 durch das berufliche Ausscheiden von Dr. Heinrich Mehl vakante Stelle der Museumsleitung des Volkskunde Museums Schleswig zum 1. November 2005 neu besetzt wurde, haben nun die konkreten Planungen für die anstehende Museumssaison 2006 und die darauffolgenden Jahre begonnen.

Guntram Turkowski M.A. und Dr. Carsten Fleischhauer, welche sich die Museumsleitung in einer Tandemlösung teilen – zu je einer  $\frac{3}{4}$  Stelle – haben sich als erstes großes Projekt für den Februar 2006 die Einrichtung eines Schaumagazins auf dem Museumsgelände vorgenommen.

Bestärkt wurden die Museumsleute durch das überwältigende Publikumsinteresse an den diversen, normalerweise nicht öffentlich zugänglichen Bereichen eines Museums, das anlässlich von Magazinführungen immer wieder von den Besuchern geäußert wird. So werden in der ersten Etage des Körnerhauses durch die Öffentlichmachung des genannten Magazins ab dem 5.2.2006 diverse Gerätschaften aus den Bereichen Haushalt und Hauswirtschaft zu bewundern sein, vom Mangelbrett des späten 17. Jahrhunderts bis zur Küchenmaschine der 1950er Jahre. Gleichzeitig sollen dem Besucher auch interessante Neueingänge präsentiert und der Arbeitsgang des Inventarisierens transparent gemacht werden.

Damit verbunden ist für das Volkskunde Museum auch der Beginn der digitalen Inventarisierung von Sachgütern. Gilt diese zunächst vor allem für die neu in das Museum kommenden Objekte, werden mittelfristig auch die Altbestände rückwirkend mit Mitteln der Datenverarbeitung katalogisiert. Derzeit wird anhand eines Musterdatenbestandes von ca. 400 Objekten die Tauglichkeit der verschiedenen Inventarisierungsprogramme für das Volkskunde Museum überprüft.

Im zweiten großen Projekt des Jahres möchten Fleischhauer und Turkowski bis September 2006 eine Dauerausstellung zum Thema „Schleswig-Holsteinische Erinnerungsorte“ erstellen. In der chronologisch wie thematisch gegliederten Schau geht es um zentrale Orte und historische Momente, die für das Selbstverständnis und die historische Entwicklung des nördlichsten Bundeslandes eine wichtige Rolle gespielt haben und Teil des „kollektiven Gedächtnisses“ (nicht nur) der Menschen in Schleswig-Holstein geworden sind. Zu nennen wären Erinnerungsorte wie „Idstedt“ und „Düppel“, „Kiel (November 1918)“ oder „Brokdorf (1976 ff.)“.

Ebenfalls auf den Weg gebracht wurde ein weiteres Projekt, das im Vorgriff auf die 2008 in Schleswig stattfindende Landesgartenschau einer besseren Vernetzung der garten- und naturräumlichen Attraktionen entlang des Weges von der Gottorfer Schloßinsel bis zum Museumsgarten des Volkskunde Museums dienen soll. Hierfür sollen Mittel aus dem EU-Strukturförderungsfonds „Leader plus“ beantragt werden, um im Sinne der Förderrichtlinien zu einer Entwicklung ländlicher Räume – hier der Schleiregion – durch eine Belebung und Stärkung der lokalen und regionalen Kultur beizutragen.

Neben den oben bereits angesprochenen Leitprojekten wird es im Volkskunde Museum natürlich auch 2006 die bewährten „Klassiker“ unter den publikumsorientierten Veranstaltungen geben: Folkkonzerte, Handwerkeritage, Aktionstage zu den Themen „Pferd und Wagen“, „Feuerwehr“, „Oldtimer und Traktoren“ und „Fischerei“ (um nur einige zu nennen) werden – wie schon im laufenden Jahr – hoffentlich zu einer weiteren Steigerung der Attraktivität und der Besucherzahlen führen.

Für die Vorbereitung der genannten Projekte sowie zum Kennenlernen der Sammlungs-, Bewahrungs-, Forschungs- und Vermittlungsarbeit an einem modernen volkskundlichen Museum freut sich die Museumsleitung jederzeit über Praktikantinnen und Praktikanten aus dem Fach Europäische Ethnologie/Volkskunde, die uns für mindestens vier Wochen unterstützen wollen.

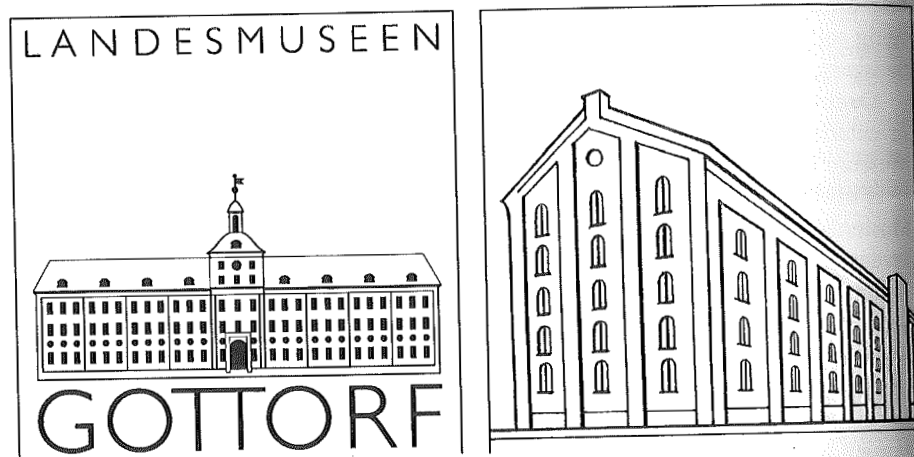


Abb. 1: Entwurf eines Logos für die Landesmuseen in Schleswig.

## Being Tony Buddenbrook - ein Erfahrungsbericht

Nicole Werner

*So gibt es vieles, was die Ansicht unterstützt, daß es die Kleider sind, die uns tragen, und nicht wir sie; wir mögen sie dazu bringen, die Form von Arm oder Brust anzunehmen, sie aber formen unsere Herzen, unseren Verstand, unsere Zungen nach ihrem Belieben.*

(Virginia Woolf, aus: Orlando, 1928)

Publikumswirksame Auftritte spielen zunehmend eine Rolle in der Presse- und Öffentlichkeitsarbeit eines Museums im 21. Jahrhundert, das sich nicht mehr nur als passive Bildungsanstalt versteht, sondern vielmehr in Dienstleistungsmanier potentielle Besucher (also Kunden) auf sich aufmerksam machen muss. Schon in der Ausstellungskonzeption des Lübecker Buddenbrookhauses, betrieben von der Kulturstiftung der Hansestadt Lübeck, findet sich der Gedanke wieder, Literatur nicht nur als Text zu präsentieren, sondern als Inszenierung für den Besucher sinnlich erfahrbar zu machen und auf diese Weise mit ihm in Interaktion zu treten. Ganz im Rahmen derartiger Performativierung von Kultur darf ich als Mitarbeiterin der Kulturstiftung von Zeit zu Zeit das Buddenbrookhaus bei Veranstaltungen im historischen Kostüm der Tony Buddenbrook repräsentieren. Dieser Aufgabe soll aber hier nicht im Hinblick auf erfolgreiches Museumsmarketing nachgegangen werden, sondern unter einem sehr viel subjektiveren Aspekt: Sonst alle Vorzüge der Mode des 21. Jahrhunderts gewohnt, habe ich mit der Mode des 19. Jahrhunderts überraschende Erfahrungen gemacht.

Das Kostüm übernimmt die Kontrolle: Als erstes verliert man die uneingeschränkte Macht über den eigenen Körper. Ich bin so oft kläglich an dem Versuch gescheitert, mich in diesem Reifrock bequem hinzusetzen, dass ich nun alle Auftritte tapfer im Stehen absolviere (bei häufig auch mehrstündigen Veranstaltungen nicht immer ein Vergnügen). Aber wer möchte schon, dass sich auf der einen Seite schmerzhaft die Reifen des Unterrocks ins Fleisch schneiden, während sich auf der anderen Seite alles ballonartig aufbläht? So wird schon die Anreise zu den verschiedenen Veranstaltungsorten zu einer echten Herausforderung, denn in einer solchen Kostümierung gibt es eigentlich nur zwei adäquate Formen der Fortbewegung: zu Fuß oder per geräumiger Pferdekutsche. Wer wie ich schon einmal versucht hat, sich im Reifrock auf den Vordersitz eines VW Golfs zu wuchten oder sich angestrengt durch die Sitzreihen eines Ausflugsdampfers zu zwängen, wird mir beipflichten. Auch die



Atmung fällt in dem eng geknöpften Oberteil schwer, so dass sich ganz automatisch eine historisch authentische Blässe im Gesicht einstellt, die allerdings mehr mit Sauerstoffarmut als mit Vornehmheit zu tun hat. Sonst selbstverständliche körperliche Funktionen werden zum Problem, denn keine öffentliche Toilette dieser Welt ist auf eine Besucherin im Reifrock eingestellt, und ohne fremde Hilfe kommt man aus dieser Verkleidung sowieso nicht heraus. Daher halte ich als Tony meine Flüssigkeitszufuhr in überschaubaren Grenzen, und auch das Essen ist mir schon verleidet worden. In ziviler Kleidung bin ich zwar mit einem außerordentlich gesunden Appetit gesegnet, der in meiner Umgebung stets für Heiterkeit sorgt, doch wenn Tony etwas isst, erscheint das allen irgendwie unschicklich. Ich erinnere mich noch gut daran, wie ich mich zaghaft eines kleinen Happens Schokoladenkuchen annahm, als eine ältere Dame aus dem Kuratorium des Buddenbrookhauses mit vieldeutig hochgezogener Augenbraue bemerkte: „Kann sich Tony das denn auch leisten?“. Eine Frage, die mir im normalen Leben trotz Unmengen von Schokoladenkuchen noch nie gestellt wurde. Es sind Situationen wie diese, in denen mir bewusst wird, dass ich nicht nur die Kleidung einer jungen Frau aus dem späten 19. Jahrhundert anziehe, sondern auch ihre Attitüde. Während Nicole Werner auf ungehörige Bemerkungen gerne mit passenden Antworten reagiert, möchte Tony Buddenbrook immer bloß schamhaft die Augenlider niederschlagen. Selbst als emanzipierte und selbstbewusste Frau im 21. Jahrhundert verfällt man in diesem Kostüm in graziles Vorwärtstrippeln, immer in Sorge, weder selbst auf den eigenen Rocksäum zu treten noch andere darauf treten zu lassen. Das devote Lächeln stellt sich dabei automatisch ein.

Während es eher zu den unangenehmen Auswirkungen meiner Verkleidung gehört, dass Frauen über 45 bei meinem Anblick plötzlich zur Gouvernante werden, zähle ich mein sich wandelndes Verhältnis zum anderen Geschlecht zu den Annehmlichkeiten: Sobald ich mich in Tony verwandle, verwandeln sich auch die Männer, die meiner ansichtig werden. Die Frau ist im Kostüm mit all seinen oben beschriebenen Tücken wieder zum hilflosen, ja hilfsbedürftigen Wesen geworden, und so besinnt sich der Mann erstaunlich schnell wieder darauf, dass er nicht nur dem anderen, sondern vor allem auch dem starken Geschlecht angehört. Mit angenehmer Selbstverständlichkeit wird mir überall der Vortritt gelassen, bieten mir kräftige Arme ihren Dienst an. Bei überraschenden Wettereinbrüchen überschlägt sich eine kleine Armada eifriger Herren in ihren Bemühungen, ihre Schirme über mich zu halten und meinen Rocksäum so weit über dem Boden zu tragen, dass er keinen Schaden nimmt.

Es kann also festgestellt werden: Die Kleidung einer Frau ist durchaus kein Oberflächenphänomen. Vielmehr scheinen bestimmte gesellschaftliche Kontexte mit ihr verknüpft zu sein, die im kulturellen Gedächtnis gut aufbewahrt werden und jederzeit wieder abgerufen werden können.



*Abb. 1: Tony Buddenbrook (Nicole Werner) mit Morten Schwarzkopf (Heiko Schrull), „Buddenbrooks“ im 21. Jahrhundert.*



*Abb. 2: Tony mit dem Sänger Oliver Thomas im Buddenbrookhaus.*

## Buchbesprechungen

*Thorsten Albrecht: Travemünde. Vom Fischerort zum See- und Kurbad. Chronik (= Kleine Schriften zur Stadtgeschichte, herausgegeben vom Archiv der Hansestadt Lübeck, H. 19). Lübeck (Schmidt-Römhild) 2005, 320 S., zahlr. s/w Abb.*

In der Reihe „Kleine Schriften zur Stadtgeschichte“ wurden bisher fünf von acht Lübecker Stadtteilen vorgestellt, an sechster Stelle nun erst Travemünde, das immer wieder gerne als „die schönste Tochter Lübecks“ gepriesen wird. Thorsten Albrecht hat chronologisch die Entwicklung Travemündes vom Fischerort zum See- und Kurbad in zwei Kapiteln plus Anhang mit Auszügen und Tabellen sowie einem Register dargestellt.

Begonnen mit einer kurzen Einleitung mit historischem Überblick, folgen Beschreibungen der geografischen Lage, der Verwaltungsstrukturen und ein ausführlicher historischer Überblick, jeweils unterteilt in Jahrhunderte (12. bis 21. Jahrhundert). Das 16., 17. und 18. Jahrhundert sind zudem strukturiert in die drei Bereiche Allgemeine politische Lage, Verwaltung und Bevölkerung.

Das zweite Kapitel, die Chronik, ist wiederum in einzelne Jahrhunderte gegliedert. Unter den entsprechenden Jahreszahlen oder exakten Datumsangaben werden einzelne Ereignisse beschrieben. Das jeweilige Stichwort ist übersichtlich in Fettdruck hervorgehoben. Als Beispiele der vielfältigen Informationen seien einige aufgelistet: 1629 Ausbruch der Pest, 1789 Verbot des Bettelns, 1802 Eröffnung der Seebadeanstalt, Einführung des Schulzwangs 1839 und der Hundesteuer 1869, 1964 Umzug der Bücherei, 1970 Einweihung des zweiten evangelischen Kindergartens und 1977 Gründung des Vereins „Haus der Jugend Travemünde e.V.“. Zu den aktuellen Geschehnissen 2004 zählen u.a. die Einführung der Ostseecard, die die Kurkarte ersetzte, der Bau des Piratenspielplatzes für Kinder und die Aufstellung einer Holzsulptur.

Manche kulturgeschichtlich spannende Themen, die die Attraktivität des Ortes heben und auch in Verbindung mit dem Fremdenverkehr stehen, fehlen leider: Freizeitangebote wie Kino, Minigolf oder Tretboot-/Bootsverleih.

Das Archiv der Hansestadt Lübeck versteht die Hefte als ein Medium der Öffentlichkeitsarbeit, um Menschen in den Lesesaal des Archivs zu locken. Dies mag, zumal auf die bisher unerforschte NS-Zeit hingewiesen wird, hoffentlich gelingen.

Melanie Zühlke

*Uwe Iben: Der Husumer Hafen (= Schriftenreihe des Nordfriesischen Schiffahrts- museums Husum, Bd. 5). Husum (Husum Druck- und Verlagsgesellschaft) 2004, 240 S., 266 s/w u. farb. Abb.*

Der Hafen hatte für den Handel und das Gewerbe der Stadt Husum immer eine große Bedeutung, allerdings fehlte bisher eine umfassende Überblicksdarstellung seiner Entstehung und Entwicklung. Uwe Iben hat nun seine Geschichte anhand vielfältiger, u. a. archivalischer Quellen und zahlreicher Abbildungen von den ersten Nachrichten über den Hafenbau bis zur Gegenwart beschrieben. Spärliche Hinweise auf Hafen und Dammbauten stammen aus dem 15. Jahrhundert, erst seit dem 16. und 17. Jahrhundert liegen mehr Informationen vor. Iben war beruflich lange Zeit im Wasserbau beschäftigt, entsprechend richtet sich sein Interesse vorrangig auf die technischen Fragen der Unterhaltung und des Betriebes des Hafens. Ausführlich berichtet er über den Bau von Spül- und Seeschleusen, die Verbesserungen des Seezeichenwesens, die Ufersicherung durch Bollwerke, den Ausbau der Kais, Liegeplätze, Lösch-, Lager- und Werftanlagen sowie die zunehmende Erschließung des Geländes im Innen- wie auch im Außenhafenbereich. Auch andere Einrichtungen wie die Hafenverwaltung und das Seegericht werden behandelt. Zudem erwähnt Iben eine Husumer Börse, die in Quellen des 18. und 19. Jahrhunderts genannt wird, über deren Zweck und Betrieb jedoch fast nichts bekannt ist. Da es sich um einen kleinen umfriedeten Platz unmittelbar am Hafen handelte, vermutet der Autor, dass hier Waren aus dem Schiffsverkehr begutachtet und in den Handel gebracht wurden. Zur Schifffahrt selbst reichen die ältesten Nachrichten bis ins 16. Jahrhundert zurück, wobei der Schiffsverkehr damals anscheinend bereits einige Bedeutung besaß. Doch Konkurrenzorte wie Friedrichstadt, Sturmfluten und viele Schiffsunglücke beeinträchtigten die Entwicklung des Husumer Hafens, führten zu Verlusten, und besonders litt eine freiere Entfaltung des Verkehrs und der wirtschaftlichen Möglichkeiten offenbar zu allen Zeiten unter der Verschlickung des Fahrwassers. Die Fischerei siedelte sich erst seit 1918 in nennenswerter Weise an, immerhin gab es aber schon um 1700 kurzzeitig Planungen für den Walfang und eine in die Tat umgesetzte, bescheidene Beteiligung am Robbenfang durch eine in der Stadt gegründete „Gronlandische Compagnie“ sowie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts einige Versuche mit Austernfang und -zucht. Sicherlich hatte der Husumer Hafen zu allen Zeiten mit schwierigen Problemen zu kämpfen, insgesamt aber brachten wohl erst die letzten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts einen deutlichen Bedeutungsrückgang. Seit den 1970er Jahren zog sich der Seehandel ganz und gar aus dem Innenhafen zurück, und für den Husumer Schiffbau kam im Jahr 2000 das Ende, obwohl hier noch wenige Jahre zuvor in Spitzenzeiten bis zu 800 Beschäftigte einen Arbeitsplatz hatten.

Heute lebt der innere Hafengebiete nicht zuletzt vom Tourismus, aber wie belebt und geschäftig es dort oft auch in früheren Zeiten zugeht, ist anhand einer ganzen Reihe der von Iben präsentierten historischen Abbildungen nachzuvollziehen (Bildteil: S. 73-224). Aus volkskundlicher Sicht wäre es aufschlussreich gewesen, wenn in diesem Zusammenhang ein wenig ausführlicher über die Menschen berichtet worden wäre, die im Umfeld des Hafens gelebt und gearbeitet haben. Dennoch, und abgesehen von den eher eigenwillig gestalteten Anmerkungen und Hinweisen am Schluss des Buches, ist Ibens „Husumer Hafen“ nicht nur vor lokal- und regionalgeschichtlichem Hintergrund, sondern auch allen an maritim-kulturwissenschaftlichen Fragen Interessierten zu empfehlen.

Nils Hansen

*Heinrich Jäger: Höfe und Häuser in Angeln. Gemälde von Hinrich D. Hinrichsen. Ein Werkkatalog. Husum (Husum Druck- und Verlagsgesellschaft) 2004, 208 S., zahlr., überw. farb. Abb.*

Hinrich Detlef Hinrichsen, der so genannte Höfemaler der Landschaft Angeln, wurde 1832 in Ulsnis geboren. Nachdem er das Malerhandwerk erlernt hatte, machte er sich um 1856/57 mit einer eigenen Werkstatt in Gunneby selbstständig und betrieb nebenher eine kleine landwirtschaftliche Stelle. Im Jahr 1889 ging Hinrichsen in Ruhestand und zog nach Scheggerott, wo er bis zu seinem Tod im Jahr 1925 auf dem Hof seines Schwiegersohnes als Altenteiler lebte. Hier entwickelte er verschiedene Interessen. In den ersten Jahren hat er sich anscheinend recht intensiv, und wohl nicht immer zur reinen Freude seines Schwiegersohns, mit Fragen der landwirtschaftlichen Produktionssteigerung und modernen Formen der Hofbewirtschaftung auseinandergesetzt. Seit 1898 beschäftigte er sich dann mit der Fotografie, und kurz darauf fand er zur Kunstmalerei, die ihn in den folgenden Jahren ganz und gar erfüllte. Zwar nahm er sich verschiedene Motive vor, wie zum Beispiel Fantasielandschaften, Bilder von Kirchen, einmal auch eine Wandmalerei, aber seine Spezialität wurden Gemälde von Häusern und Hofanlagen in Angeln. Bis 1919 soll Hinrichsen schätzungsweise 800 bis 1000 Gemälde geschaffen haben, überwiegend im „wohnzimmerfreundlichen“ Bildmaß von 100 x 70 cm und vor allem für Bauern und Gewerbetreibende. Da es sich fast immer um Auftragsarbeiten handelte, ist an der großen Zahl seiner Werke nicht nur abzulesen, wie ausgesprochen produktiv Hinrichsen war, sondern auch, dass seine Bilder zu einer regelrechten Mode unter den Hausbesitzern Angelns wurden. Einen Hinrichsen zu besitzen, gehörte offenbar zum guten Ton. Besonders beliebt waren seine Gemälde als Geschenke zu Hochzeiten,

Geburtstagen und Jubiläen. So gaben beispielsweise Landwirte ihren Töchtern ein Bild vom heimatlichen Hof zur Erinnerung an das Elternhaus mit, wenn sie durch Heirat wegzogen, und bezeichnenderweise hat Hinrichsen solche Bilder in vielen Fällen mit der Inschrift „Die Heimat“ versehen. Er arbeitete aber nicht nur im Auftrag und für Geld, sondern verschenkte auch selbst Bilder im Familienkreis und an Freunde. Gemalt hat Hinrichsen auf Malpappe oder Leinwand mit einem ölhaltigen Farbgemisch, das er vermutlich nach einem eigenen Rezept herstellte. Seine Stärken lagen in der meist detaillierten und präzisen Wiedergabe von Wohn- und Wirtschaftsgebäuden, wobei er von ihm selbst aufgenommene Fotos als Vorlagen zur Hilfe nahm. Mit der Darstellung von Mensch und Tier hatte er dagegen Probleme. Seine Bilder besitzen gewiss keinen großen künstlerischen, dafür aber einen dokumentarischen Wert, und in mentalitätsgeschichtlicher Hinsicht sind sie zweifellos eindrucksvolle Zeugnisse dafür, wie sehr Hinrichsens Auftraggeber von Besitzerstolz, Repräsentationsanspruch und Heimatverbundenheit erfüllt waren.

Über den Verbleib vieler Hinrichsen-Gemälde ist zur Zeit leider nichts bekannt. Der Autor Heinrich Jäger hat aber in wahrer Detektivarbeit immerhin 317 Bilder aufgespürt, die er in seinem sehr ansprechend gestalteten Buch als Farbabbildungen präsentiert und jeweils kurz erläutert. Einführend stellt er die Person und den Maler Hinrichsen ausführlich vor, dann folgt das Werkverzeichnis. Auch einige Hinweise auf weitere Höfemaler in Angeln fehlen nicht. Für die volkskundliche Bildforschung hat Herr Jäger uns eine wertvolle Quelle erschlossen.

Nils Hansen

*Herbert May/Andrea Schilz (Hg.): Gasthäuser. Geschichte und Kultur (= Arbeit auf dem Lande, Bd. 9). Petersberg (Michael Imhof Verlag) 2004, 348 S., zahlr. s/w u. farb. Abb.*

Die Kulturgeschichte des Gasthauses ist das neunte große Thema, dem sich der Ausstellungsverbund „Arbeit auf dem Lande“ zugewandt hat. Schon seit 1990 gehören der Interessengemeinschaft die Freilichtmuseen Bad Windsheim, Cloppenburg, Berlin-Dahlem, Kiekeberg und Molfsee an, um gemeinsam und regional übergreifend museumskooperative Ausstellungen zu erarbeiten und zu präsentieren. Das hier vorzustellende Buch ist der entsprechend neunte Begleitband zur gleichnamigen Exposition, die in der Museumssaison 2005 im Schleswig-Holsteinischen Freilichtmuseum Molfsee zu sehen war und im nächsten Jahr in Cloppenburg besucht werden kann.

Wie schon die vorherigen Veröffentlichungen der Reihe ist auch dieser Band mit seinen 25 Aufsätzen rundum gelungen. Das übergeordnete Thema „Gasthaus“ bie-

tet in einem weit gespannten Bogen eine Vielzahl von volkskundlich und kulturhistorisch relevanten und spannenden Betrachtungsaspekten, die hier in jeder Hinsicht kompetent dargestellt werden. Das geht von der Etymologie der „Gastlichkeit“, der Geschichte und Entwicklung der Tavernen, Gaststätten und Restaurants in Stadt und Land, u. a. im Sinn der volkskundlichen Hausforschung, den unterschiedlichsten, nach und nach differenzierten Dienstleistungen der Gasthäuser im Zuge der steigenden Mobilität der Gesellschaft über Hygiene und Aborte, Festlichkeiten, Tanz und Musik, Wallfahrtswesen, Erlebnisgastronomie und Ausflugslokale, erste Kinovorführungen, rechtliche Verordnungen und der Beziehung von Vereinsgründungen zu den Gasthäusern bis hin zur Symbolik von Wirtshauszeichen, der Entwicklung der über lange Zeit hinweg als „fremd“ aufgefassten Gegenwart von Frauen in Schänken, über jüdische Gasthäuser und Religiosität bis schließlich zum Wirtshaus als Schauplatz des Todes.

Alle Aufsätze sind durchweg dankbar vielseitig mit Abbildungen versehen, ohne dass der Band dabei als kompletter Katalog der überaus üppig ausgestatteten Ausstellung fungiert. Manches Abgebildete ist nicht in der Ausstellung zu sehen, während ein nicht geringer Teil der präsentierten Sachkultur sich nicht im Buch wiederfindet. Da die Konzeption der „Gasthaus“-Ausstellung maßgeblich unter der Regie des Fränkischen Freilandmuseums Bad Windsheim entstand, verwundert es nicht, dass auch in den Aufsätzen ein deutlich süddeutscher Schwerpunkt zu finden ist, der zumindest in der Ausstellung in Molfsee jedoch etwas gemindert wurde, um mehr Platz für regionale Exponate zu schaffen.

Wer das vorliegende Buch gelesen hat, wird die Ausstellung unbedingt sehen wollen. Wer sich von der Ausstellung hat begeistern lassen, der wird sich den Begleitband ebenso sicher zulegen wollen.

*Carsten Sobik*

*Birgit Pelzer-Reith: Sex & Lachs & Kabeljau. Das Buch vom Fisch. Hamburg (marebuchverlag) 2005, 298 S.*

Die Begründung für die Publikation eines knapp 300 Seiten starken – nicht naturwissenschaftlichen – Buches über „den Fisch“ liegt in der banalen Beobachtung, dass Fische zu unserem Alltag gehören: „In der Gefriertruhe als portionierter Tiefkühlartikel, im Wohnzimmer als beruhigender Aquariumsbewohner oder im Computer als animierter Bildschirmschoner“. Und essen kann man ihn dann auch noch. Als Rechtfertigung für ein solches Buch taugt diese Tatsache jedoch nur im Zusammenhang mit der Feststellung, dass der durchschnittliche Fischesser und Aquariumsbesitzer

eigentlich eher wenig über diese Lebewesen weiß, deren 25.000 verschiedene Arten seit mehr als 500 Millionen Jahren in den Gewässern dieser Erde zu Hause sind. Diese Unwissenheit ein wenig zu reduzieren, ist das Anliegen dieses Buches. Und so schöpft die Autorin aus einer bunten Fülle unterschiedlicher Fisch-Themen.

Der „Fischzug“ beginnt in der „Welt der Fische“, die geprägt ist von den Eigenarten der verschiedenen Spezies, ihren unterschiedlichen Lebensformen, von größten und kleinsten Exemplaren, von Kommunikationsformen untereinander, Fortpflanzung, Empfinden bis hin zum Fisch in Sprichwörtern und Redensarten der Menschen. In dieser Zusammenstellung wird deutlich, welche exponierte Rolle der Fisch in „Mythen und Mysterien“, in „Fabeln und Phantastereien“ der Menschen von alters her gespielt hat. Doch nicht nur das schuppige, anscheinend stumme Wesen, sondern auch sein Lebensraum unterhalb der Wasseroberfläche hat den Menschen von jeher gleichzeitig beängstigt und fasziniert. Für diejenigen, deren Faszination die Ängste überwand, wurde der Fisch zum Vorbild – etwa bei der Verwirklichung des Traums vom Tauchen, der wohl ebenso alt ist wie der Traum vom Fliegen. Denjenigen, denen das nasse Element doch eher suspekt erscheint, bleibt das Vergnügen, Fische hinter Glas zu betrachten. Immerhin leben derzeit in Deutschland an die 82 Millionen Fischchen in mehr als drei Millionen Aquarien, dazu kommen öffentliche Aquarien und Fischausstellungen, die sich großer Beliebtheit erfreuen. Wenngleich auch der Frage, warum so viele Menschen so gerne Fische begucken, in diesem Buch nicht nachgegangen wird, so erhält man dennoch eine kleine kulturgeschichtliche Übersicht über den Fisch als Haustier und Ausstellungsobjekt.

Der Tatsache, dass man Fisch durchaus auch essen kann, widmet sich die Autorin erst relativ spät, aber dann auf immerhin fast 50 Seiten. Dass die nahrungsethnologischen und fischereigeschichtlichen Abhandlungen nur an der Oberfläche bleiben können, liegt nahe. An einzelnen Aspekten wird dennoch deutlich, dass der Fisch als Nahrungsmittel in Opposition zum Fleisch steht, wofür ein paar Erklärungsansätze angeboten werden. Ein ganzes Kapitel ist dem „Brotfisch“ der Fischer, dem Speisefisch der Armen – dem Hering – gewidmet: „Er ist der am häufigsten anzutreffende Fisch der Meere, und so ist er auch ins Guinness-Buch der Rekorde gelangt“. Also darf er auch in dieser Sammlung nicht fehlen. Seine zeitweise historische ökonomische Bedeutung, Fangmethoden und -mengen bis hin zur Herstellung von Bismarckhering oder Rollmops und der Rolle des Fischhändlers Wiechmann werden thematisiert. Das Schlusskapitel zur „Maritimen Industrialisierung“ enthält einen kurzen Abriss über die Entwicklung der Fischerei unter dem Einfluss technischer Neuerungen wie verbesserter Infrastruktur, Motorisierung der Fangfahrzeuge und der flächendeckenden Einführung von Konservierungstechniken bis hin zu neuen Formen von Aquakultur und Genfischen.

Die Molekularbiologin Birgit Pelzer-Reith hat bei ihrer Betrachtung über das Verhältnis des Menschen zum Fisch weit über ihren naturwissenschaftlichen Tellerand hinausgeschaut. Das Konzept dieses Buches beruht auf einzelnen, kurzen Absätzen zu möglichst vielen verschiedenen Aspekten rund um den Fisch. Gern greift die Autorin auf Entferntes, Exotisches oder Verblüffendes zurück: der größte, kleinste, schnellste Fisch, Fischzucht im alten Rom, Fischfang in der Steinzeit, das älteste Fischernetz, Hering als Medizin und ähnliches. Dies dient durchaus dem Unterhaltungswert, so dass der Leser in die Lage versetzt wird, beim Studium dieses Buches auf angenehme, kurzweilige Art so einiges an Informationen oder Denkanstößen zur Rolle des Fisches im Leben des Menschen mitzunehmen, zumal sich am Ende eine ausführliche Bibliografie zu den unterschiedlichen Aspekten findet.

*Stefanie Janssen*

*Martin Rheinheimer (Hg.): Schriftlichkeit und Identität in der Neuzeit (= Studien zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte Schleswig-Holsteins, Bd. 38). Neumünster (Wachholtz Verlag) 2004, 258 S.*

Das Schreiben von Tagebüchern scheint in einem modernem Lebenslauf gang und gäbe zu sein. Kaum einer versucht sich nicht daran, kauft sich ein schönes Heft und nimmt sich vor, den vergangenen Tag, wenn nicht sogar seine ganze Lebensgeschichte festzuhalten und zu rekapitulieren. Tagebuch – da erscheint sofort das klischierte Bild vom pubertierenden Mädchen mit Zahnspege, das versucht sein Leben zu ordnen und sich seiner Rolle klar zu werden. Und tatsächlich kann die Verschriftlichung des eigenen Lebens sehr hilfreich sein, um Identität zu bilden und zu untermauern. Möglich ist diese schichtenübergreifende Form der Identitätsbildung allerdings erst mit der voranschreitenden Alphabetisierung in der Neuzeit. Und so wird in dem Band „Schriftlichkeit und Identität in der Neuzeit“ gleich ein ganzes Mosaik verschiedenster Selbstdarstellungen im Schleswig-Holstein des 16. bis 20. Jahrhunderts ausgebreitet. Doch zuvor macht Martin Rheinheimer den Leser mit der Schriftlichkeit als identitätsstiftendes Medium der Neuzeit vertraut und baut ein theoretisch untermauertes Grundgerüst auf, mit dem sich dieser die nachfolgenden Aufsätze der verschiedenen Autoren umso besser erarbeiten kann. Mit dieser kompakten Einleitung eröffnet der Herausgeber den zuvor schon erwähnten bunten Reigen von Beiträgen, der die Ausbildung von standesspezifischer, gruppenspezifischer und individueller Identität an konkreten Beispielen nachzeichnet und

sowohl Entwicklungen als auch Veränderungen aufzeigt. Hierzu wird die Selbstdarstellung Heinrich Rantzaus, die Konversionserzählung Malachia Ben-Samuels oder die mit Hilfe eines Geistlichen verfasste Lebensgeschichte eines von Amrum stammenden Renegaten herangezogen. Aus Nordfriesland kommen auch die thematisierten Autobiographien dreier verschiedener Seeleute, deren Aufzeichnungen allerdings im Gegensatz zu den Erinnerungen des Renegaten Hark Olufs nur für den privaten Bereich bestimmt waren. Vervollständigend folgt ein Aufsatz zur bäuerlichen Biografik sowie ein weiterer zur Schriftlichkeit einer bäuerlich-religiösen Bewegung des 19. Jahrhunderts. Zu dem bis dato eher männlich geprägten Blickwinkel stößt dann ein Beitrag zur Konstruktion weiblicher Identität zwischen Adel und Bürgertum, der ebenfalls im 19. Jahrhundert angesiedelt ist. Die letzten beiden Artikel über Schriftsprache, Alltagssprache und nationale Identität in Schleswig sowie über niederdeutsche Identitätskonstruktionen setzen die identitätsbildende Schriftlichkeit schließlich in einen überindividuellen Kontext.

Als 38ster Band der Studien zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte Schleswig-Holsteins erlaubt dieses Buch einen etwas anderen Blickwinkel auf eben diese Wirtschafts- und Sozialgeschichte Schleswig-Holsteins. Der teilweise mikrohistorische Ansatz ermöglicht einen Blick auf die Identitätskonstruktionen von berühmten Vertretern des Landadels sowie von Bauern, von geheimnisumwitterten Kriegshelden, von aufstiegsorientierten Seeleuten und von höheren Töchtern aus dem Bildungsbürgertum. Alles in allem ein sehr gut lesbares und in seiner Konzeption ausgesprochen abgerundetes und umfassendes Buch.

*Julia Maria Schramm*

*Dorothea Siegle: Trägerinnen echten Deutschtums. Die Koloniale Frauenschule Rendsburg. Neumünster (Wachholtz Verlag) 2004 (= Rendsburger Jahrbuch, Beihefte, Bd. 2), 216 S., zahlr. s/w-Abb.*

In den deutschen Kolonien als Hauswirtschafterin zu arbeiten oder gar zu heiraten, scheint für junge Frauen eine verlockende Alternative zu einem Leben in Deutschland gewesen zu sein. Zumindest wurden ihnen von gesellschaftlicher und politischer Seite vorrangig diese Stellen innerhalb der Kolonisation zugeordnet. Vor welchem historischen Hintergrund sich die Überlegung etablierte, auch Frauen einen Platz in den von Männern beherrschten Kolonien einzuräumen, und wie sie umgesetzt wurde, beschreibt Dorothea Siegle detail- und kenntnisreich, aber auch unter-

haltsam und somit gut lesbar, in ihrem Buch „Trägerinnen echten Deutschtums“. Ausgangsfrage ihrer Untersuchung ist, ab wann und mit welchen Begründungen die ständige Präsenz von Frauen in den Kolonien gefordert und gefördert wurde. Dieser frauengeschichtliche Aspekt wird in die Kolonialgeschichte eingebunden, wobei hauptsächlich die Entwicklung in „Deutsch-Südwestafrika“ berücksichtigt wird.

Deutschland nahm erst spät, 1884 mit der Unterschutzstellung von Gebieten in Südwestafrika, einen Platz in der Reihe der europäischen Kolonialmächte ein. Eroberer und Bewohner der neuen Welt waren vor allem Männer. Frauen wurden dort meist nur zeitweilig als Missionarinnen oder Krankenschwestern eingesetzt. Die Probleme einer männerdominierten Kolonialgesellschaft lösten im deutschen Heimatland handfeste Debatten aus. Als besonders Besorgnis erregend galten die „Misch-Ehen“. Einerseits stellte der männliche Nachwuchs eine Gefährdung für die Reinerhaltung der weißen Rasse dar, und andererseits war zu befürchten, dass die „Mischlinge“ an ihre deutsche Staatsangehörigkeit geknüpfte Rechte beanspruchen könnten. Außerdem meinte man, eine „Verkafferung“ der deutschen Männer feststellen zu können, was im weitesten Sinn allmähliche Verwahrlosung bedeutete. „Zur Kaffernwirtschaft gehört immer, daß farbige Weiber statt weiße Frauen im Hause sind“ (S. 27). Genau das war der springende Punkt. Die Eroberungsphase durch die Männer war vorbei. Jetzt galt es, die neu gewonnenen Gebiete zu erhalten und nach deutschem Vorbild zu besiedeln und zu bewirtschaften. Für die Phase der Konsolidierung, also der dauerhaften Etablierung deutscher Sitten, Sprache, Bräuche, Arbeitsweisen, Haushaltsführung und natürlich für deutschen Nachwuchs, waren die Frauen zuständig, deren Einreise in die Kolonien gefördert werden sollte. Zu diesem Zweck wurde 1907 der „Deutschkoloniale Frauenbund“ gegründet, der für die Auswahl und Vermittlung der Frauen nach Übersee sorgte. Ein Jahr nach seiner Gründung wurde er in die „Deutsche Kolonialgesellschaft“ eingegliedert. Ein erster Versuch, die jungen Frauen auf ihr Leben in den Kolonien vorzubereiten, war die Gründung einer „Kolonial-Frauenschule“ in Witzhausen, die am 6. Mai 1908 ihre Pforten öffnete. Für 1.100 Mark Schulgeld konnten hauptsächlich Töchter bürgerlich-solventer Elternhäuser in einem einjährigen Lehrgang Völkerkunde, Kolonialgeschichte, zahlreiche Sprachen, Chemie, Buchführung, Bank- und Kreditwesen belegen. Die Ausbildung erscheint für die damalige Zeit erstaunlich modern und vielseitig, doch die Schule rentierte sich nicht. Am 1. Oktober 1910 wurde sie geschlossen.

Der Verlust der Kolonien im Ersten Weltkrieg schwächte die „Deutsche Kolonialgesellschaft“, die sich aber weiter um die Rückgabe „deutscher“ Gebiete kümmerte. Die Anregung aus dem Innenministerium von Seiten des Ministerialdirektors Bruno

Dammann 1925, erneut eine koloniale Frauenschule einzurichten, wurde von seinem Freund, dem Landrat des Kreises Rendsburg, Theodor Steltzer aufgegriffen. Den Bauplatz für die Schule stellte die Stadt Rendsburg zur Verfügung, und die Gesellschaft „Koloniale Frauenschule Rendsburg m.b.H.“ übernahm die Planung. Am 1. Mai 1927 war der erste Schultag. Wiederum war es eine einjährige Ausbildung, die anfangs 900 Reichsmark kostete, so dass auch diese Schule Töchtern bürgerlicher Schichten vorbehalten blieb, die jetzt allerdings einem strengen Auswahlverfahren unterzogen wurden.

Der Stundenplan teilte sich in zwei Hauptblöcke: „innere und äußere Wirtschaft“. Ähnlich wie in einer Hauswirtschaftsschule wurde in innerer Wirtschaft unter anderem Kochen, Putzen, Instandhalten der Wäsche, Schlachten und Grundlagen der Kranken- und Säuglingspflege gelehrt. Äußere Wirtschaft umfasste zum Beispiel die Fächer Geflügelzucht und Obst- und Gemüseanbau. Daneben wurden handwerkliche Fähigkeiten vermittelt sowie Sprachen und Büroarbeiten. Der Schießunterricht war eine Besonderheit, mit dem massiv für die Schule geworben wurde, stand er doch für das „Abenteuer“ Afrika. Siegle schließt aus dem vollen und straff organisierten Stundenplan ganz logisch, dass die Kenntnisse in den zahlreichen Fächern eher rudimentär geblieben sein dürften. Darauf kam es auch nicht an, denn weit über die weiblichen Haushaltsfähigkeiten hinausreichende Kenntnisse waren im Grunde nicht gefragt. Schließlich war den Frauen die Aufgabe als Hüterin des deutschen Haushaltes auferlegt. Trotz der daher eher als konservativ zu bezeichnenden Ausbildung war die Schule ein Erfolg. Schon 1928 überstiegen die Anmeldungen die knapp 40 Ausbildungsplätze, so dass die Schule noch 1942 erweitert wurde.

Nach Ausrufung des „totalen Krieges“ 1943 platzten Kolonieträume, dennoch blieb die Koloniale Frauenschule Rendsburg bestehen. Die uneindeutige und schwache Haltung der Weimarer Republik in Kolonienfragen hatte bereits 1928 eine Annäherung der Deutschen Kolonialgesellschaft und der Nationalsozialisten gefördert, die der Schule zugute kam. Auf dem Stundenplan standen jetzt auch Rassenkunde, Vererbungslehre und Erbgesundheitslehre. Eindrucksvoll beschreibt Siegle, wie sich das eigentlich insbesondere für die afrikanischen Kolonien Erlernte unproblematisch auf die Ostgebiete, die den Führer Adolf Hitler interessierten, ummünzen ließ. So wurde erst am 15. April 1945 der Schulbetrieb eingestellt. Das Haupthaus der Rendsburger Kolonialschule wurde 1977 wegen der Kanalverbreiterung gesprengt.

Was aufgrund der vielseitigen Ausbildung vordergründig als von gängigen Geschlechterklischees losgelöst erscheint, forcierte gerade die den Frauen zugeschriebene, althergebrachte Rolle, auf den Haushalt beschränkt zu bleiben. Prägnant fasst Siegle zusammen: „Frauenbilder, die sich auf einen nationalen Auftrag

berufen, schwanken anscheinend zwischen der Ausweitung von Handlungsspielräumen und der Verpflichtung auf traditionelle Rollenbilder. Sie sind also nie in sich stimmig, sondern geprägt von Widersprüchen“ (S.162). Ein Fazit, das sich aus sachlich abwägender Analyse einer breit angelegten Quellenauswahl zur Kolonialgeschichte und Interviews mit ehemaligen Rendsburger Schülerinnen ergibt. Dorothea Siegles Verdienst ist es, trotz der Quellenvielfalt durchweg stringent zu argumentieren. Ihr Buch ist eine im Rahmen der Frauenforschung wichtige und gelungene Untersuchung.

*Sandra Scherreiks*